

Band 1127 • 2,50 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Gothic- Vampir

Band 1127 • 2,50 DM

Ös 19 / Fr 2,50 / FF 10,00 / BEF 60
LUF 60 / L 3000 / hfl 3,25 / Pts 295

BASTEI
ROMAN

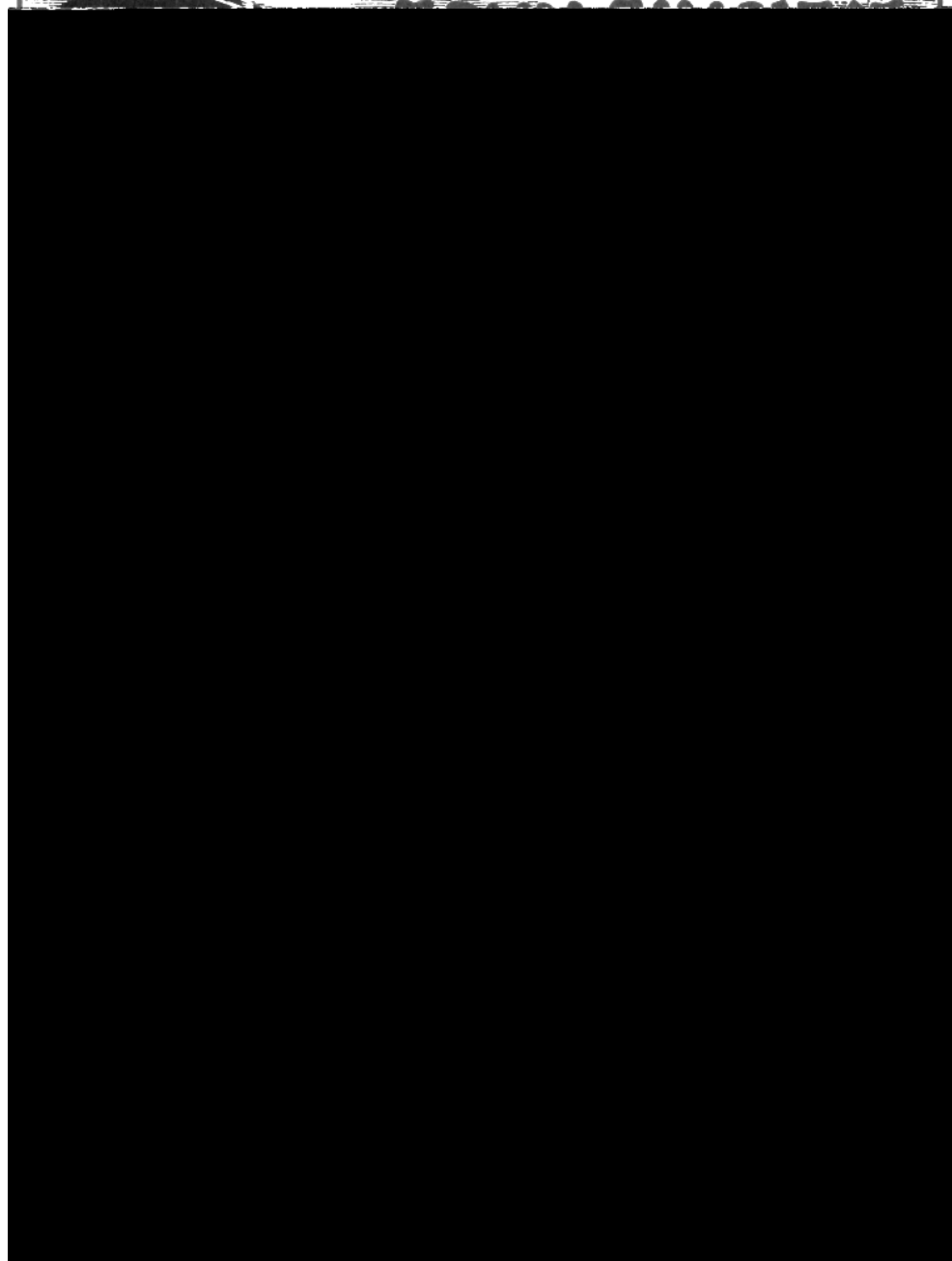


4 391914 202502

01127



GEISTERJÄGER



»Das ist kein Scheiß, das ist super«, flüsterte Johnny beinahe ehrfurchtsvoll. »Ich muß da einfach runter und es fotografieren. Das ist einmalig. Das kommt nie wieder.«

»Ohne mich.«

»Klar, du bleibst hier oben.«

Kevin war noch nicht fertig. »Mir gehen Skelette oder was immer am Arsch vorbei. Ich wäre lieber bei den anderen in der Kneipe. Die lassen es sich gutgehen, und was tue ich hier . . .?«

»Wenn du gehen willst, dann meinetwegen«, sagte Johnny. »Ich halte dich nicht auf.«

»Nein, ich bleibe. Außerdem ist der Rückweg ziemlich lang. Allein macht der auch keinen Spaß.«

Johnny nickte. »Okay, die halbe Stunde halten wir auch noch durch. Leuchte mal.«

Kevin hatte, ebenso wie Johnny, eine Stablampe mitgenommen. In dieser Umgebung standen sie allein. Beide waren noch in der Dämmerung in die alte Ruine hineingeklettert. Früher mochte der Bau mal ein stolzes Chateau gewesen sein, davon war nichts mehr zurückgeblieben. Der große Stolz lag jetzt in Trümmern, und die Natur hatte es sich nicht nehmen lassen, ihren Mantel darüber auszubreiten. Hohes Unkraut wucherte zwischen den Resten. Kleine Bäume und auch Sträucher hatten ebenfalls Lücken gefunden, um sich ausbreiten zu können. Der hohe Turm war eingestürzt. Mauern bildeten nur noch Brocken, die übereinanderlagen. Niemand hatte nach der Zerstörung je wieder daran gedacht, das Schloß neu aufzubauen. Außerdem waren die Bewohner nicht eben gut gelitten gewesen. Sie gehörten nicht der offiziellen katholischen Kirche an. Sie hatten sich abgespalten und eine eigene Gruppe gebildet. In den

Chroniken war über finstere Abgründe geschrieben worden, in die die Bewohner des Schlosses hineingeraten waren. Schreckliche Dinge sollten hier passiert sein. Es hatte Opferstätten gegeben. Altäre, die mit dem Blut kleiner Kinder getränkt worden waren. Alles, was sich der menschliche Geist nur an Schrecklichem vorstellen konnte, war auf Chateau Montfour geschehen.

Wie genau die Mauern zusammengefallen waren, darüber waren sich die Menschen nie ganz klargeworden. Die einen sprachen von einer Zerstörung in einem Krieg, als die Heere aus dem Norden über das Land hergefallen waren. Wieder andere redeten davon, daß Chateau Montfour durch sein Bewohner selbst zerstört worden war. In einem Anfall von Wahnsinn, den der Leibhaftige persönlich über sie gebracht hatte.

So gingen eben die Legenden hin und her, und sie waren auch Johnny Conolly zu Ohren gekommen, der sich auf einer Klassenreise in Frankreich aufhielt.

Einmal das Schloß besichtigen. Einmal dort hineinzuklettern, wo in der Vergangenheit Wände und Böden mit dem Blut Unschuldiger getränkt worden waren.

Er war der einzige, der sich dafür interessierte, was durchaus am Erbe seiner Eltern liegen konnte und an seinem bisherigen Leben, das niemals so glatt und gerade verlaufen war. Da schlug bei Johnny schon das Erbe seines Vaters Bill durch.

Er hätte sich auch nicht von den anderen abgesetzt, wäre er nicht auf diese Geschichte gestoßen. Vor zwei Abenden hatte er sie in einer Dorfkneipe gehört, und er hatte seine Ohren verdammt weit gespitzt. Die beiden

Männer am Ende der Theke hatte sich über das Erbe des Chateaus unterhalten, und sie waren überzeugt gewesen, daß in der Tiefe des Turms das Skelett liegen mußte.

Das uralte und zugleich das böse Skelett. Ein Rest. Jemand, der einmal ein Herrscher gewesen war, aber trotzdem kein normaler Mensch gewesen sein sollte.

Natürlich war Johnnys Neugierde geweckt worden, aber er hatte sich nicht getraut, nachzufragen. Dafür um so besser zugehört. So hatte er einiges über die alten Zeiten und das Schloß selbst erfahren, aber nie herausbekommen, wer das im Turm versteckte Skelett nun wirklich gewesen war. Ein Name war nicht gefallen. Nur einmal hatte einer der Männer einen gewissen Jacques Montfour erwähnt, aber der andere hatte sofort seinen Finger auf die Lippen gelegt, ein Zeichen, daß es ein Tabu hier in der Gegend war, darüber zu reden.

Kevin Lester, ein Junge aus Johnnys Klasse, der auch keine Lust hatte, sich jeden Abend vollzuschütten, konnte von Johnny überredet werden, mitzukommen.

Es war gewissermaßen so etwas wie eine Abschlußfahrt, denn das Schuljahr näherte sich allmählich seinem Ende. Noch ein paar Monate, dann war die Schule für Johnny Conolly vorbei. Bisher wußte er noch nicht, was dann geschah. Er hatte sich nicht entscheiden können, ob er ein Studium oder einen Beruf aufnehmen würde, obwohl seine Mutter Sheila ihn immer wieder drängte. Aber Bill, sein Vater, nahm es recht gelassen. Erst im neuen Jahrtausend sollte sich Johnny entscheiden können.

Kevin Lester war also mit ihm gegangen, und es war ihm dabei nicht

wohl gewesen, das hatte Johnny an seinem Verhalten erkannt. In der Dunkelheit fürchtete er sich. Zudem war es nicht leicht gewesen, sich auf diesem fremden Terrain zu bewegen.

Glücklicherweise hatten sie nicht zu hoch klettern müssen. Sie hielten sich noch im ehemaligen Innenhof auf und hatten nur den mächtigen Trümmern ausweichen müssen.

Sie waren sogar in den Turm hineingekommen. Als wären die einzelnen Steine beim Zerfall gelenkt worden, so hatten sie eine gewisse Stelle frei gelassen. Zwar nicht ganz, denn hohe Gewächse verdeckten den Zugang, aber Johnny hatte beim Gespräch der beiden Männer genau zugehört, sich das meiste eingepägt, und so war es den beiden Jungen trotz der Dunkelheit gelungen, den einst so stolzen Turm zu betreten.

Um sie herum war es fast stockfinster. Nur durch einige Ritzen am Zugang drang Licht. Es war sehr fahl und bleich, denn es stammte von einem Mond, der als bleicher Kreis am dunklen Himmel stand, als wäre er aus dem Hintergrund herausgeschnitten worden.

Der hohe Turm war zwar zusammengefallen, doch auf eine seltsame Art und Weise. Da waren die einzelnen Teile zwar nach innen gestürzt, aber zugleich auch etwas schräg, wie von einer anderen Kraft gelenkt, und so lag der Eingangsbereich teilweise noch frei, und hier unten mußte sich auch der Zugang zu dem Verlies befinden, in dem angeblich das Skelett dahinmoderte.

Johnny hatte nicht nur seine Taschenlampe mitgenommen. Er war auch mit einer Kamera ausgerüstet. Sie gehörte nicht ihm. Sein Vater hatte sie ihm überlassen. Es war ein tolles Fabrikat. Sogar mit Restlichtverstär-

ker versehen, damit er auch Fotos in der Dunkelheit schießen konnte. Johnny wollte den Beweis auf dem Bild festhalten und es dann seinem Vater präsentieren.

Er würde sich freuen, ebenso wie sein Patenonkel John Sinclair. Da war Johnny auf dem gleichen Weg wie die beiden. Nur seiner Mutter würde es nicht gefallen, das wußte er auch. Aber Conolly junior dachte eben anders darüber als sie.

Kevin hatte seine Lampe brennen lassen. Der lichte Kreis konzentrierte sich nicht nur auf einen Punkt, er hatte ihn immer wieder bewegt und ihn durch die Umgebung streichen lassen. So hatte er die Finsternis vertreiben können, die alten Trümmer gesehen, ihren Staub und Moder gerochen. Er hatte Kriechtiere aufgeschreckt und dicke Spinnweben hell glitzern lassen. Weiter oben hörten die beiden Jungen hin und wieder den Nachtwind, wenn er durch irgendwelche Lücken und Ritzen wehte.

Kevin war weniger forsch als Johnny. »Ich sehe den komischen Einstieg nicht. Es hat keinen Sinn. Laß uns hier verschwinden. Du hast bei den Typen in der Kneipe das Falsche gehört.«

»Warte mal ab, verdammt. Wir finden was. Wir haben noch gar nicht mit der Suche begonnen.«

»Lange bleibe ich nicht hier.«

»Brauchst du auch nicht.« Johnny war es, der sich bewegte. Die Geduld und die Entschlossenheit hatte er ebenfalls von seinen Eltern geerbt. Da ließ er sich auch nicht beirren.

Bei jedem Schritt knirschte es unter seinen Sohlen. Kleine Steine scheuerten gegeneinander oder zerbrachen. Im Schein der Taschenlampe suchte Johnny besonders den Boden ab. Der

alte Keller mußte unter dem Turm liegen.

Er stieg über im Weg liegende Trümmerhaufen hinweg, rutschte auch mal und fluchte, weil er sich einmal beim Aufstützen den linken Handballen aufschrammte.

Kevin blieb im Hintergrund zurück. Von ihm war nur der helle Kreis der Lampe zu sehen, der wie ein einsamer Scheinwerfer in die Gegend strahlte.

Minuten waren vergangen, in denen Johnny allmählich sauer wurde. Er hatte es sich zu einfach vorgestellt.

Die wertvolle Kamera steckte in der Tasche, die er sich um seinen Bauch gebunden hatte. Wenn sie beschädigt wurde, bekam er Ärger mit seinem Vater.

»Hör doch auf!« meldete sich Kevin nach einer Weile. »Man hat uns verarscht. Hier gibt es kein Skelett.«

»Nein, hier nicht.«

»Na also.«

»Aber unten!«

»Hör auf. Der Kram hier ist zusammengebrochen. Du kommst nicht in die Keller.«

Johnny ärgerte sich, weil er beinahe selbst glaubte, daß Kevin recht behielt. So einfach wollte er nicht aufgeben. Er war davon überzeugt, daß die Männer nicht gelogen hatten. Zwar hatten sie in einer Kneipe gesessen und auch ein paar Gläser Wein getrunken, aber die Wahrheit konnte nicht so einfach vertuscht werden.

Johnny war überrascht, als der helle Lichtkreis eine alte Säule berührte. Sie hatte den Bruch überstanden, auch wenn sie schief stand, Risse zeigte und sich auf ihr eine schwere Last ausbreitete, die noch nicht den Boden erreicht hatte.

Johnny ging nicht mehr weiter. Er wußte selbst nicht, weshalb er die Säule

so anstarrte und auch anleuchtete. Sie kam ihm vor wie ein warnendes Tor, auf dem stand, daß er, um Himmels willen, keinen Schritt mehr weitergehen sollte.

An der Säule klebte Staub. Dreck der Jahrhunderte hatte sich dort abgesetzt. Von oben nach unten verliefen graue Schlieren. Von der durch den Turm nach oben führenden Treppe sah Johnny nichts. Sie war zusammengefallen und hatte mit anderen Trümmern einen Berg aus Schutt gebildet, doch an dieser Stelle des breiten und viereckigen Eingangsbereichs sah es anders aus.

Die nahe Umgebung jenseits der Säule war von den herabstürzenden Trümmern verschont geblieben.

Natürlich war der Untergrund mit kleinen Steinen und handgroßen Brocken bedeckt, doch das waren nur Reste, die sich mehr zufällig hierher verirrt hatten.

Johnny schob sich um die Säule herum. Sein Herz schlug schneller. Er spürte, daß er dicht vor einer sehr wichtigen Phase stand. .

Der helle Kreis, der wie ein kleiner Verwandter des Monds am Himmel aussah, wies ihm den Weg. Johnny ging sehr vorsichtig. Er leuchtete den Boden genau ab - und blieb stehen, als hätte sich ihm ein Eisblock entgegengestellt. Zugleich merkte er das kalte Rieseln, das seinen Rücken hinabrann.

Er hatte den Ort gefunden. Nicht das Ziel selbst, aber schon den Zugang dazu.

»He, bist du noch da?« hörte er Kevins fragende Stimme.

»Ja, hier.« Er bewegte die Lampe in seiner Hand von oben nach unten. »Du kannst kommen.«

»Warum denn?«

»Nur leuchten.«

»Hast du die Stelle gefunden, Johnny?«

»Komm her!«

Kevin näherte sich ihm vorsichtig. Johnny sah, wie Kevin sich an der Säule vorbeischoob und schließlich neben ihm stehenblieb.

»Was ist denn jetzt?«

»Da!« Mehr brauchte Johnny nicht zu sagen. Er bewegte seine Lampe. So verfolgten zwei Augenpaare den Weg des hellen Kreises über den Boden hinweg und auch über die aufgetürmten Trümmer, die wie eine kleine Moräne in die Tiefe gefallen waren und schließlich in den Einstieg gedrungen waren, der zum Verlies des Turms führte.

»Willst du da runter?« flüsterte Kevin.

»Deshalb sind wir doch hier.«

»Ich glaube, es hackt!« Kevin hob seinen Arm an und leuchtete in Johnnys Gesicht. »So haben wir nicht gewettet. Ich gehe da nicht runter. Nur damit das klar ist.«

Johnny nickte ihn an. »Du brauchst keine Angst zu haben. Ich gehe da allein runter.«

»Ich habe keine Angst.«

»Dann ist alles okay. Halte hier oben Wache. Ich werde mich immer wieder melden.«

»Verlauf dich nur nicht.«

»Keine Sorge.« Johnny nickte Kevin noch einmal zu, bevor er sich an den ins Ungewisse führenden Abstieg machte ..

*

Johnny Conolly mußte sich zusammenreißen, denn er fühlte sich sehr beklommen.

Die Welt, die vor ihm lag, war unheimlich und lautlos. Eine Stille wie in einem Gefängnis, das seit Urzeiten be-

stand. Ein unheimliches Versteck, in dem Generationen vor ihm schon ihre Feinde zu Tode gequält hatten. Johnny dachte an das, was er in der Kneipe gehört hatte. Jeder Stein, jeder Zentimeter mußten die Qualen der Gefolterten in sich aufgesaugt haben, und Johnny wäre nicht überrascht gewesen, hätte er plötzlich die verzerrten Gesichter der Gefolterten wie Fresken an den Wänden gesehen.

Die Treppe bewegte sich in Wendelform der Tiefe entgegen. Johnny hatte viel von der höllischen Tiefe gehört und gelesen, er war nie selbst darin gewesen, aber jetzt hatte er den Eindruck, sich Schritt für Schritt und Stufe für Stufe dem Reich des Teufels zu nähern.

Es mochte auch zum großen Teil daran liegen, daß sich die Luft verändert hatte. Die nächtliche Frische war ihr verlorengegangen. Hier unten war sie dumpf, feucht und irgendwie auch klebrig.

Johnny gab acht, wohin er trat. Auf dem feuchten Boden konnte man leicht ausrutschen. Das wollte er nicht riskieren.

Ihm fiel Kevin Lester ein, der noch oben am Beginn der Treppe stand. Johnny rief laut den Namen seines Schulfreundes.

Kevin Lester antwortete erst nach dem zweiten Ruf. »Was ist? Bist du unten?« Seine Stimme hörte sich sehr entfernt an. »Ja, ich habe es geschafft.« »Super.« Eine knappe Pause. »Und?« »Ich muß mich noch umschauen und wollte dir nur Bescheid geben, daß alles okay ist.« »Wann kommst du denn wieder hoch?«

Johnny verzog die Lippen. Das war typisch Kevin. Geduld zählte nicht zu seinen Tugenden. »Keine Ahnung. Ich will mich erst hier unten umschauen.«

Johnny warf einen Blick auf seine Uhr. Noch sieben Minuten bis zur Tageswende.

Genau die richtige Zeit, um sich auf die Suche nach einem Skelett zu machen.

Unwillkürlich wanderten Johnnys Gedanken zurück in die nicht sehr, weit entfernt liegende Vergangenheit. Ebenfalls eine Klassenfahrt hatte ihn nach Griechenland geführt. Er war gekidnappt worden und auf einer Insel gefangengehalten worden, die Sodom hieß und einem gewissen Aristoteles Leonidas gehörte. Leonidas hatte die Familie Conolly gehaßt, weil er ihr die Schuld am Tod seiner Tochter gab. Johnny hatte auf die gleiche Art und Weise bezahlen sollen. Nun, es war nicht geschehen. Nadine Berger und andere Helfer sowie Freunde hatten eingreifen können, und Johnny war gerettet worden.*

Allmählich hatte er etwas gegen Klassenfahrten. Diese hier war sowie so die letzte. Andererseits hatte er sich selbst abgeseilt. Er hätte auch bei den anderen bleiben können, um die Nacht auf andere Art und Weise zum Tage zu machen.

»Bist du noch da?« klang Kevins ferne Stimme zu ihm herab.

»Ja, ja, ist alles klar.«

Der Junge leuchtete die nähere Umgebung ab. Das Licht geisterte über Wände, den Boden und die Decke hinweg. Es schreckte Kleingetier auf und fing sich an den dichten Spinnweben, die beinahe wie Wolle am Gestein der Decke und den Wänden hingen.

Er entdeckte einen Stollen und leuchtete hinein. Der Stollen war recht eng. Seine festen Wände glänzten feucht. Aber er war auch gut erhalten.

* Siehe John Sinclair Nr. 1100 und 1101

Die Luft wurde immer modriger. Sie stank.

Sehr lang war der Stollen nicht. Schon bald knickte er nach links weg. An der Ecke blieb Johnny stehen und leuchtete hinein in die neue Umgebung.

Das bleiche Licht der Stableuchte zerriß die Finsternis. Er sah, daß sich der Boden vor ihm leicht senkte. Der Weg endete in einer unterirdischen Höhle. Kein Verließ mit alten Mauern, es war einfach nur eine Höhle, die man hier hineingegraben und nicht abgestützt hatte.

Darüber wunderte sich Johnny. Alte Folterinstrumente hatte er erwartet, und auch dieses Skelett, das noch auf einem der Instrumente angeschnallt war. Auf einer Streckbank oder einem ähnlichen Gegenstand. Er sah beides nicht, als er weiterging und seine Sicht allmählich besser wurde.

Plötzlich erfaßte das Licht der Lampe einen am Boden liegenden Gegenstand.

Es gab keinen Zweifel. Johnny Connolly hatte das Skelett gefunden.

Nur hatte dieses knöcherne Ding keiner menschlichen Person gehört, sondern einer übergroßen und schon gewaltigen Fledermaus . . .

*

Johnny ging methodisch vor. Fotografieren konnte er. Seine Kamera war auch super. Da brauchte er nichts mehr einzustellen, das tat sie automatisch, und bei diesen Lichtverhältnissen war das ungemein wichtig. Er wollte auch nicht nur eine Aufnahme machen, sondern mehrere und auch den Weitwinkel nicht vergessen.

Johnny knipste.

Zuerst von vorn. Der Blitz flammte auf. Johnny hatte das Weitwinkel-Objektiv eingestellt. Das behielt er auch

bei, als er seinen Fund von den verschiedenen Seiten fotografierte. Danach ging er näher heran.

Jetzt holte er sich das aufgerissene Maul hervor. Es war schrecklich und faszinierend zugleich. Das mußte sein Vater später sehen. Er würde sich auch über die Größe wundern, wie es auch Johnny getan und sich seine Gedanken gemacht hatte.

Derartig große Fledermäuse gab es nicht in der freien Natur. Was er hier gefunden hatte, war von der normalen Evolution einfach nicht betroffen gewesen. Nicht zum ersten Mal kam dem Jungen der Gedanke an einen großen Vampir.

Johnny schoß Foto für Foto. Immer wieder wechselte er die Perspektive, und er hatte seine Gefühle jetzt im Griff, denn er sah das Fundstück mehr als Objekt an.

Einmal legte sich Johnny sogar auf den Boden. Immer wieder zuckte der Blitz auf, und dann war plötzlich kein Bild mehr auf dem Film. Johnny hatte sicherheitshalber einen zweiten mitgenommen. Im Licht der Lampe tauschte er die beiden aus und konnte weitermachen. Es gab noch einige Perspektiven, die er nicht so oft aufgenommen hatte. Das wollte er nun ändern.

Sehr dicht strich Johnny an seinem schaurigen Fundstück vorbei. Er hatte diesen Knochenkörper bisher noch nicht richtig berührt, und das wollte er nachholen.

Mit einer Hand strich er über die graue, staubige Masse hinweg. Die Knochen waren dünn, filigran, aber auch fest. Zumindest die dickeren ließen sich nicht so leicht brechen.

Der Begriff Vampir wollte ihm nicht aus dem Kopf, aber zunächst konzentrierte er sich auf seine Arbeit.

Fünf, sechs Aufnahmen noch, dann war die Sache erledigt und er konnte wieder zurückgehen.

Etwas Feuchtes klebte an seinem linken Handballen. Er schaute ihn und hielt die Hand dabei in den Lichtstrahl der Lampe. Es war Blut, das sich aus dieser Schürfwunde gelöst hatte. Er war so auf seine Arbeit konzentriert gewesen, daß er auf diese Schramme nicht weiter geachtet hatte.

Johnny sah nicht sehr glücklich aus. Blut in der Nähe eines großen Vampir-Skeletts, das konnte nicht gutgehen. Da gab es schon böse Erfahrungen, die andere Menschen gemacht hatten. Menschliches Blut in unmittelbarer Nähe zu einem Vampir durfte es eigentlich nicht geben.

Johnny begann über sein Verhalten in den letzten Minuten nachzudenken. Er wollte nicht mehr knipsen und steckte die Kamera wieder in die Tasche. Dafür schaute er sich das Skelett noch einmal genauer an. Er suchte nach einer Spur, die sein Blut dort hinterlassen hatte.

Zunächst sah er nichts. Bis er das Gesicht mit dem offenen Maul anleuchtete. Es hatte keine Veränderung gegeben, beim zweiten Blick allerdings fielen Johnny die dunkleren Spritzer oder Flecken an den Gesichtsknochen auf.

Die waren zuvor noch nicht dagewesen

Zischend holte er Atem. Es wäre jetzt der beste Zeitpunkt gewesen, um sich davon zu überzeugen, daß es sich bei den Flecken wirklich um sein Blut handelte. Dann hätte er die Spuren auch entfernen können. Seltsamerweise traute sich Johnny nicht mehr an das Skelett heran. Er konnte sich diese Hemmschwelle nicht erklären, doch sie war vorhanden.

Er konzentrierte sich noch einmal auf seinen Fund. Das Skelett blieb wie und

wo es war, und auch das Blut klebte noch dort.

Endlich faßte sich Johnny ein Herz. Er zog ein Tuch aus der Tasche. Es war noch zusammengefaltete, wie er es eingesteckt hatte.

Er tupfte sein Blut von den alten Knochen weg, aber er bekam sie nicht mehr ganz blank. Es blieben kleine Schmierstellen zurück, denn sein Blut hatte sich mit dem Staub vermischt.

Das erstarrte Knochengesicht sah er dabei immer wieder vor sich. Auch die Augen, deren Tiefe ihm so unauslotbar vorkamen. Noch immer konnte er nicht feststellen, ob das Innere ausgetrocknet oder verweht war. Die Augenhöhlen des Skeletts waren ihm ein Rätsel und würden es auch weiterhin bleiben.

Johnny wollte nicht mehr länger bleiben. Die Beweise hatte er gesammelt. Wichtig war, daß sein Vater und auch John Sinclair die Fotos zu sehen bekamen. Sie konnten sich dann einen anderen Reim darauf machen, und sie waren auch in der Lage, gewisse Vorkehrungen zu treffen, falls sich Johnnys Verdacht bestätigte und es sich bei diesem Skelett wirklich um einen Vampir handelte.

Er zog den Reißverschluß der Tasche zu. Eigentlich hätte er zufrieden sein können, denn er hatte mehr entdeckt, als er für möglich gehalten hatte.

Die größte Überraschung war natürlich die Form des Knöchernen gewesen. Mit einem menschlichen Skelett hatte er gerechnet, nicht aber mit einem derartigen.

Am Beginn des schmalen Stollens blieb er stehen und leuchtete ein letztes Mal zurück.

Das Skelett hing noch immer an der Wand, als wäre es dort festgenagelt worden. Die Fledermaus mußte auch dort verendet sein. Man hatte ihr die

Chance zu einer Flucht nicht mehr gegeben.

Fledermaus - Vampir - der Stoß mit dem Pfahl, das waren Bruchstücke, die nicht aus Johnnys Kopf wollten, als er sich im tanzenden Licht seiner Stab- leuchte auf den Rückzug machte. Er war froh, als der Lichtkreis die unterste Treppenstufe erreicht hatte.

Kevin Lester mußte den Schein von oben her gesehen haben, denn er rief: »Bist du wieder da, Johnny?«

»Ja.«

»Und?«

»Alles okay.«

»Hast du das Ding gefunden?«

»Sage ich dir später.«

Er stieg die Stufen hoch und passierte schon sehr bald das auf den Stufen liegende Geröll. Kevin leuchtete ihm ebenfalls entgegen und faßte Johnny an der Schulter an, als der endlich neben ihm stehen blieb.

»He, du siehst nicht gut aus, Junge. Was hast du da unten denn entdeckt?«

»Laß uns gehen.«

»War es schlimm?«

»Gleich.«

Johnny war froh, nicht nur das Verlies, sondern auch den Turm verlassen zu haben. Die Nachtluft kam ihm frisch und herrlich vor. Er sah den Mond jetzt so wunderbar voll und auch gelblich über sich stehen, aber der Blick auf den Erdtrabanten machte ihn nicht eben fröhlich.

Er wußte, daß es eine Verbindung zwischen dem Vollmond und den Vampiren gab. Schon seit altersher hatte sie bestanden, und daran würde sich auch nichts ändern.

Kevin stellte sich ihm in den Weg. »He, jetzt will ich wissen, ob du das Skelett gefunden hast.«

»Habe ich.«

»Und weiter?«

Johnny zuckte mit den Schultern. »Es ist tief da unten. In einer Höhle.«

»Hat dir aber nicht gefallen - oder?«

Johnny versuchte, seine Stimme möglichst gleichgültig klingen zu lassen. »Wie kommst du denn darauf?«

»Das sehe ich dir an. War wohl nicht so super.«

»Ach, vergiß es.«

Kevin Lester wußte, daß Johnny nichts mehr sagen würde. Da kannte er seinen Schulfreund gut genug. »Ich bin nur froh, Johnny, daß ich nicht mit unten war.«

»Warum?«

»Du kommst mir irgendwie verändert vor.«

»Ach ja? Wie denn?«

»Kann ich auch nicht genau sagen. Als hättest du dort etwas Schreckliches entdeckt.«

Johnny wollte Kevin nicht zustimmen. »Laß uns gehen«, schlug er vor.

»Okay. Und wohin? Zu den anderen? Die sitzen noch bis zum frühen Morgen in der Kneipe.«

»Ich gehe nicht.«

»Ach.« Er klang etwas enttäuscht. »Wo willst du denn hin?«

»Zurück ins Landheim.«

»Aber ich nicht. Ich brauche einen Schluck.«

»Kannst du gerne nehmen, Kevin.« Johnny zog seinen Freund herum, damit er ihn anschauen konnte. »Aber tu mir einen Gefallen. Sag nichts den anderen von unserem Ausflug.«

»Nein, nein, das ist schon okay.«

Johnny gab sich damit nicht zufrieden. Er streckte Kevin die Hand entgegen. »Versprochen?«

Sein Freund zögerte noch. »Gut, versprochen.«

Kevin Lester schlug ein, und Johnny hoffte, daß er wirklich den Mund halten würde. ..

Es waren Zimmer, die sich die Jungen zu viert teilen mußten. Das Landschulheim lag am Rande der kleinen Stadt, und seine Mauern waren von wilden Weinranken bewachsen. Es wirkte auf den ersten Blick wie ein zu klein geratenes Kastell, bei dem der Bauherr den Turm und einige Etagen vergessen hatte. Umgeben wurde es von Hügeln, auf denen die Winzer ihren Wein anbauten, und nicht weit entfernt lagen die Chateaus mit ihren großen Kellern, aber es gab auch die sachlich-nüchternen Gebäude der Genossenschaften, in denen der Rebensaft in großen Tanks schwappte.

Als Johnny das Haus betrat, war die erste Morgenstunde schon um drei Minuten überschritten. In der letzten Nacht wollten die Schüler und Schülerinnen noch einmal richtig einen draufmachen, denn am nächsten Morgen startete der Flug.

In den fünf Tagen hatte Johnny den gesamten Bau gut kennengelernt. Das Haus wirkte verwaist. Nicht alle Schüler waren mit in den Ort gegangen. Aus den Zimmern einiger Mädchen hörte er noch Stimmen, und es waren nicht nur die der Schülerinnen.

Er bewegte sich hoch in die erste Etage. Das Notlicht sorgte für schwachen Schimmer. Sein Zimmer teilte er mit drei weiteren Schülern. Es lag ganz hinten im Flur, gegenüber den beiden Etagenduschen. Abgeschlossen war nicht. Als Johnny die Tür öffnete, hörte er kein Geräusch. Vier Betten waren leer. Auch am Tisch saß keiner. Die drei anderen hingen noch in der Kneipe. Sie würden erst in den frühen Morgenstunden zurückkehren und wahrscheinlich bis zum Mittag mit ihrem Rausch zu kämpfen haben.

Johnny wäre auch mit ihnen gegangen, hätte er nicht das Gespräch der beiden Einheimischen belauscht. Wie gut es war, daß er selbst nachgeschaut hatte, war ihm nun klar. Beruhigt war er deswegen nicht. Da gab es noch zu viele Ungereimtheiten, und er dachte auch an das Blut aus seiner Wunde am Handballen, das zufällig gegen das Skelett getropft oder geschmiert war.

War es tatsächlich ein Zufall gewesen?

Da war sich Johnny nicht ganz sicher. Wenn er genauer darüber nachdachte, kam es ihm eher vor wie das in eine bestimmte Richtung geführte Schicksal. Fledermäuse, Vampir und Blut, das paßte so gut zusammen, daß es ein Dreieck bilden konnte.

Müde war Johnny nicht. Er dachte nicht daran, sich ins Bett zu legen. Er trat ans Fenster, zog es auf und schaute hinaus, während er von der kühlen Nachtluft gestreichelt wurde.

Die Hügellandschaft mit den Weinhängen und den weiten Tälern war tagsüber wirklich ein Traum. In der Dunkelheit wurde das meiste verschluckt. Jetzt erinnerten die dunklen Hügel mehr an flache Wellen, die irgendwann in der tiefen Dunkelheit erstarrt waren.

Am Abend war der Himmel noch bedeckt gewesen. Das hatte sich mit dem Einbruch der Dunkelheit geändert. Eine große Kraft hatte das Firmament freigelegt. Wolken gab es nicht mehr. Dafür die Pracht der Sterne und der kreisrunde Mond.

Das gelbe und trotzdem bleiche Auge. Angefüllt mit schwachen Schatten. Das Licht sickerte über die Hügel hinweg und hinterließ auf den Kämmen einen seichten Schimmer.

Der Ort war von hier aus nicht zu sehen. Er lag auf der anderen Seite.

Wenn Johnny sich nach vorn beugte, schaute er in den Garten, in dem zahlreiche Obstbäume wuchsen.

Der Wind wehte leicht und säuselnd von den Hügeln herab. Er schien den Geruch von Wein mitzubringen, denn in dieser Gegend roch es überall danach.

Nichts bewegte sich vor Johnnys Augen. Die Welt schien eingeschlafen zu sein. Sie würde erst erwachen, wenn sie vom Morgenlicht der Sonne gestreichelt werden würde. Angeblich sollte es einen wunderschönen Spätsommertag geben. Ein besseres Wetter als in London, wo es regnete, wie Johnny durch einen Anruf bei seinen Eltern erfahren hatte.

Durch einige Fenster unter ihm fielen Lichtstreifen nach draußen und malten das Gras der Wiese golden an. Hin und wieder hörte Johnny Stimmen. Besonders das Lachen der Mädchen fiel auf. Sie hatten ebenfalls ihren Spaß, und Johnny hätte sich auch gern eine Etage tiefer begeben, doch er war nicht in der Stimmung. Das Auffinden des Skeletts war schon zu einschneidend gewesen, und es würde ihn auch weiterhin beschäftigen, nicht nur hier in Frankreich.

Er wollte sich schon zurückziehen, als er noch einmal zum Himmel blickte und dort einen großen Schatten entdeckte, der sich darüber hinweg bewegte.

Zuerst dachte er an eine flache Wolke, die vom Wind getrieben wurde. Nein, das stimmte nicht. Was da seinen Kurs über den Nachthimmel nahm, war etwas anderes, und es bewegte sich zudem aus eigener Kraft. Es schwang und schaukelte, wie eine große Decke, die in eine bestimmte Form zurechtgeschnitten worden war.

Die Fledermaus?

Der Gedanke kam Johnny automatisch. Er hatte sie als Gerippe gesehen, und es war eigentlich nicht möglich. Aber er dachte auch an seine Verletzung.

Wieder sah er das Knochengesicht vor sich. Und auch sein Blut, das daran geklebt hatte.

Plötzlich war ihm nicht mehr wohl, und er verfolgte die Bewegung am Himmel mit anderen Augen. Es war einfach zu finster, deshalb sah er es nicht genau, aber er ging davon aus, daß es sich bei dieser Gestalt um eine Fledermaus handelte.

Zu hören war nichts. Wer immer sich da über den Himmel bewegte, tat es lautlos. Keine Schreie, kein aufgewühlter Wind. Das Wesen schwang dahin und schien beim Flug durch seine Bewegungen die Form der Hügel nachzuahmen.

Noch einmal glitt es schwingend über eine Kuppe hinweg und war sofort danach verschwunden.

Johnny blieb noch eine Weile am offenen Fenster stehen. Unzählige Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Er brachte es nicht fertig, sie in die richtige Reihenfolge zu bringen, aber es konnte durchaus möglich sein, daß er da am Himmel eine riesige Fledermaus gesehen hatte, die auf Nahrungssuche ging.

Für sie bedeutete das Blut, denn sie war ein Vampir, ähnlich groß wie ein gewisser Dracula II, der zu den Todfeinden seiner Eltern und seines Paten John Sinclair gehörte.

Johnny war nicht so abgebrüht, um die Entdeckung einfach kritiklos hinzunehmen. Er machte sich schon seine Gedanken und wurde von einem Sturm der Gefühle überrollt. Als er seine Wangen anfaßte, fühlten sie sich schon beinahe heiß an. Er dachte an

die Folgen seines Handelns und natürlich daran, daß er die Schuld an der Veränderung trug.

Plötzlich glaubte er, einen Kloß in der Kehle zu haben.

Ein Jäger war unterwegs. Ein gefährliches Raubtier, schlimmer als ein Löwe oder Tiger. Da machte sich Johnny nichts vor. Und er hatte mitgeholfen, dieses Wesen zu entdecken.

Auf seiner Stirn hatte sich Schweiß gebildet. Als Tropfen lief er über seine Wangen hinweg, bis hin zum Hals. Er drehte sich mit einer heftigen Bewegung um, weil er glaubte, ein Geräusch an der Tür gehört zu haben. Aber da war nichts gewesen. Er hatte sich den Laut mit seinen überreizten Nerven nur eingebildet.

Johnny schloß das Fenster. Danach kippte er es. Frische Luft sollte schon in den Raum gelangen.

Er setzte sich auf einen der schlichten Holzstühle und überlegte. Er war sich nicht hundertprozentig sicher, aber wenn draußen tatsächlich ein Blutsauger als riesige Fledermaus durch die Luft segelte, dann war sie auch auf der Suche nach dem Blut der Menschen. Es konnte durchaus sein, daß sie auf die Idee kam, diesem Schulheim einen Besuch abzustatten.

Johnny spielte mit dem Gedanken, die anderen zu warnen. Zugleich war er Realist und wußte, daß er damit keinen Erfolg haben würde. Die anderen würden ihn nur auslachen, obwohl die meisten wußten, was er schon erlebt hatte, ohne allerdings genaue Einzelheiten zu kennen.

In seiner Reisetasche fand Johnny eine Büchse Bier. Es war warm, es würde nicht schmecken, und es schmeckte auch nicht, aber es vertrieb die Trockenheit aus seinem Hals.

Vampir oder nicht?

Etwas Genaues konnte er nicht sagen, und Johnny hoffte, daß ihm seine Augen einen Streich gespielt hatten und er sich auf keinen Angriff gefaßt machen mußte.

Immer wieder blickte er zum Fenster. Dahinter blieb es still. Dort schwamm die mondhelle Nacht mit all ihren Schatten und schroffen Konturen.

Als die Bierdose leer war, drückte Johnny sie zusammen und warf den verformten Rest in den Papierkorb an der Wand. Von draußen her hörte er Stimmen. Laut und gröhrend. Die Schüler kehrten aus dem Ort zurück. Da war wohl keiner mehr nüchtern. Aber Johnny war froh, daß sie da waren und keinen Überfall erlebt hatten.

Betrunkene waren mit all ihren Nachteilen, die ein Rausch so mit sich brachte, immer besser zu ertragen als irgendwelche Blutsauger. Johnny wünschte sich, schon jetzt in London zu sein . . .

*

Ich hatte Suko an diesem frühen Abend gefragt, ob er mit zu den Conollys fahren wollte, doch er hatte abgelehnt, weil Shao mit ihm noch etwas anderes vorhatte. Sie hatte darauf gedrängt, endlich in bestimmte Geschäfte zu gehen, denn Suko brauchte angeblich neue Kleidung, wobei er nicht eben glücklich wirkte.

»Wir können ja später nachkommen«, hatte Shao sich kompromißbereit gezeigt.

»Okay, dann soll Sheila noch etwas zu essen . . .«

»Nein, nein, nein. Das kommt nicht in Frage.« Shao war energisch. »Wir werden unterwegs etwas essen.«

Suko zwinkerte mir zu. »Bestell ihr trotzdem schöne Grüße von uns.«

»Mach ich doch glatt.«

Ich wußte nicht, was Sheila und Bill von mir wollten. Wie eine private Einladung hatte es sich nicht angehört, aber auch nicht wie eine dienstliche, denn bei diesen Anlässen klang die Stimme meines ältesten Freundes immer sehr energisch.

Wir hatten uns eigentlich recht lange nicht mehr gesehen. Vielleicht war Bill auch neugierig, wie es mir in der Zwischenzeit ergangen war. Ich hatte nicht eben fröhliche Tage hinter mir. Zuerst die Sache mit den Alpträumen, in denen mir mein Vater als Killer mit der Kettensäge erschienen war. Dazu die Bekanntschaft mit einer rätselhaften Frau, die Nora Thorn hieß und angeblich immer wieder von fremden Sternenvölkern entführt wurde, und danach noch der Horror um Jane Collins und Roxy Irons, ebenfalls eine Frau, die es schafft hatte, mit dem Höllenfeuer zu spielen.

Im Gegensatz zu Nora Thorn gab es sie nicht mehr. Darüber war ich mehr als froh.

Es ließ sich nichts wegdiskutieren, der Sommer war vorbei. Sehr langsam nur waren die warmen Tage dahingeschmolzen. Jetzt mußte man am Morgen und auch am Abend schon mit den ersten Nebelschwaden rechnen, die lautlos über das Land krochen und alles mit ihrem Grau umfingen. Auch dort, wo die Conollys wohnten, hatte sich der Dunst gebildet. Tagsüber hatte es geregnet, gegen Abend hatte der Regen aufgehört, aber die Straßen waren noch immer naß.

Ich fuhr den Wagen durch die ruhige Straße, schaute dem gelben Licht der Scheinwerfer nach, das bereits auf erste, am Boden liegende Blätter fiel, die vom starken Wind der beiden vergangenen Nächte gelöst worden waren.

Bill wußte, wann ich ungefähr eintraf, und das Tor zum Grundstück stand offen. Ich hatte es nicht eilig. Im Schrittempo lenkte ich den Rover über den gewundenen Zufahrtsweg, der sich durch den Vorgarten schlängelte. An zahlreichen Stellen zu beiden Seiten des Wegs verteilten sich Laternen, deren Licht über die Pflanzen strömte und auch den Lack meines Wagens anmalte.

Am Himmel spielten sich einige wilde Szenen ab. Da kämpfte der entschwindende Tag noch gegen die herankommende Nacht an, und Muster aus Grau und einem fahlen Weiß bildeten eine surrealistische Szenerie.

Wer die Conollys besuchte, konnte sein Fahrzeug vor der großen Garage abstellen, in der zwei, wenn nicht drei Autos ihren Platz fanden. Ich rangierte den Rover dorthin und geriet beim Aussteigen in den Lichtschein der beiden Seitenlampen.

Ich war bereits erwartet worden. Nicht von Sheila oder Bill, es war mein Patenkind Johnny, das mir entgegenkam.

»Hi.. !« rief er und winkte. Ich blieb stehen und stemmte die Hände in die Hüften. »Das darf doch nicht wahr sein. Gibt es dich auch noch.«

Lachend ging ich auf ihn zu, dann umarmten wir uns. Johnny war fast erwachsen geworden. Nicht mehr kleiner als ich, ziemlich kräftig, mit einem kürzeren Haarschnitt als ich ihn zum letztenmal gesehen hatte. Die etwas weichen Gesichtszüge hatte er von seiner Mutter geerbt, die Augen mit dem leicht spöttischen Blick und die obere Hälfte des Gesichts deuteten mehr auf seinen Vater hin.

Ich schob ihn von mir weg. »Himmel, bist du wieder gewachsen oder älter geworden?«

»Beides, glaube ich.« »Da hast du recht. Was ist mit der Schule? Moment, laß mich überlegen. Die müßte bald vorbei sein - oder?« »Im nächsten Jahr.« »Super. Was willst du dann machen?«

Er zuckte die Achseln. »Ich habe noch keine Ahnung.«

»Dein Vater und ich haben studiert. Damals lernten wir uns kennen und hatten zum erstenmal Kontakt mit einem Zombie, der sich ausgerechnet unter einem Kohlenberg versteckt hatte. Das ist lange her, und bald bist du im Studentenalter.«

»Soll ich den gleichen Job ergreifen wie du, John?«

»Das mußt du selbst entscheiden.«

»Weiß nicht.« Er verzog das Gesicht. »Ist mir irgendwie zu stressig. Ich kann ja in die Fußstapfen meines Vaters treten.«

»Wie du willst. Aber ein Zucker-schlecken ist das Reporterleben auch nicht. Egal, du hast ja noch Zeit.«

»Und auch Hunger.« »Was hat deine Mutter denn gekocht?«

»Auf meinen Wunsch hin gibt es mal wieder Pizza.«

»Hör sich gut an.« Ich wußte, wie toll die Pizzen der Sheila Conolly schmeckten. Im Sommer hatte ich sie im Garten sitzend genießen können.

Ich war gespannt darauf, ob die nächsten Stunden ruhig und locker ablaufen würden. Das war bei den Conollys nie garantiert. Oft genug hatte es Ärger gegeben, wenn ich bei ihnen zu Besuch gewesen war, und nicht selten war der Anlaß auch ein dienstlicher gewesen.

Gemeinsam betraten wir das Haus, wo Bill schon auf uns wartete. Er hielt zwei kleine, kelchförmige Gläser in der Hand, in der eine leicht

angetrübte, helle Flüssigkeit schimmerte.

Überrascht blieb ich stehen.

»He, was ist denn jetzt kaputt?«

»Ein Begrüßungsdrink, John.«

»Und warum?«

Bill drückte mir ein Glas in die Hand. »Weil wir uns so lange nicht mehr gesehen haben. Du bist zu einem seltenen Gast geworden, Alter. Das sagt auch Sheila.«

»Komm schon, du übertreibst.« »Nein, stimmt nicht.« »Ich hörte schon etwas läuten. Von dir hört man ja nichts. Da mußte ich schon Jane Collins fragen.«

»Ja, es war ein wenig stressig.«

»Dann trink erst mal.«

»Und was ist das?«

Bill grinste mir ins Gesicht. »Weiß ich nicht, aber es schmeckt. Ich habe es mal erfunden. Dazu nehme ich Williamsbirne und mische sie mit einem trockenen Martini. Schmeckt mir zumindest gut. Du kannst auch noch eine Olive bekommen .. «

»Nein, laß mal.« Wir stießen an, und dann rann Bills Erfindung in meine Kehle. Ich mußte ihm zugestehen, daß mir der Drink gut mundete, genau das wollte er hören, und ich enttäuschte ihn nicht. Danach fragte ich: »Wo finde ich denn dein Weib?«

»In der Küche. Aber nur, weil sie sich um die Pizza kümmern muß.«

»Da hat Johnny schon gesagt.« Ich schüttelte den Kopf. »Himmel, ich hätte ihn beinahe nicht erkannt.«

»Nun hau mal nicht so auf den Putz.«

»Doch, Bill. Er ist irgendwie verändert. Erwachsener vielleicht.«

»Richtig. An den Kindern merkt man als Vater, wie man doch

allmählich älter wird.«

»Das ist der Lauf der Zeit. Aber jetzt will ich doch mal in der Küche vorbeischauchen.«

Dort fand ich auch Johnny wieder. Er war damit beschäftigt, auf dem großen Tablett die Pizza in viereckige Stücke zu schneiden, und Sheila schaute ihm dabei zu.

Bill war schon ins Eßzimmer gegangen. Er wollte sich dort um den Rotwein kümmern.

Als Sheila mich sah, bekam sie große Augen. »Ach, der Tote lebt. Sieh mal an.«

Ich stellte mein inzwischen geleertes Glas ab und sagte: »Aber ein Zombie bin ich noch nicht.«

»Danach siehst du auch nicht aus.«

Wir umarmten uns zur Begrüßung. Sheila trug einen brombeerfarbenen Rock und einen grauen dünnen Pull-over. Die Schürze hatte sie abgelegt und brauchte auch sonst nicht mehr viel zu tun, weil Johnny sich um die Pizza kümmerte. Durch die zweite Küchentür betraten wir das Eßzimmer, wo Bill bereits den Rotwein eingeschenkt hatte. Er lächelte und zu und sagte: »Das riecht ja super.«

»Da bleibt selbst dein Sohn zu Hause.«

»Stimmt, John. Aber es hat noch einen anderen Grund.«

»Bill, bitte. Nicht jetzt. Laß uns erst mal in Ruhe essen«, sagte Sheila.

»Höre ich da etwas hervor?« fragte ich und legte meine Hand gegen das rechte Ohr.

»Ist nicht so wild«, sagte Sheila. »Setz dich.«

Auch Johnny kam aus der Küche. Er brachte die Pizza mit. Schon von klein an war das sein Leibgericht. Es würde sich bei ihm wohl nie ändern.

Die nächste Stunde verging mit dem Essen. Natürlich erzählte ich auch von meinen jüngsten Abenteuern. Besonders die Sache mit meinem Vater berührte die Conollys stark. Auch das Erscheinen der Nora Thorn war für sie kaum nachvollziehbar.

Ich zuckte mit den Schultern. »So ist das nun mal im Leben«, kommentierte ich. »Wobei ich hoffe, daß mein Vater endlich seine Totenruhe gefunden hat. Aber sicher bin ich mir da auch nicht. Man erlebt wieder neue Überraschungen.«

»Willst du Nora denn nicht suchen?« fragte Bill.

»Nein, da hätte ich viel zu tun. Wenn sie etwas von mir will, wird sie sich melden.«

»Das denke ich auch«, erklärte Sheila und hob ihr Glas. »Auf uns und die Zukunft.«

Wir stießen an, auch Johnny trank mit. Mir war seine Veränderung noch stärker aufgefallen. Nicht daß er keinen Appetit gehabt hätte, das schon, aber er war während des Essens sehr still gewesen und hatte sich nur wenig an unserer Unterhaltung beteiligt. Mir kam er bedrückt vor, aber ich fragte ihn nicht.

Sheila wollte unbedingt meinen Teller noch mal füllen, aber ich lehnte dankend ab. »Danke, ich bin wirklich satt.«

»Auch kein Dessert?«

»Es gibt Pflaumen eingelegt in Rotwein«, erklärte Johnny, »Die sind wirklich super.«

»Ein paar.«

»Wie ist das denn mit Shao und Suko?« fragte Sheila. »Ich habe noch eine kleine Pizza und . . .«

»Mist, das habe ich vergessen. Wenn sie kommen, dann später. Und sie wollen auch nichts essen. Sie sind einkaufen.«

Suko soll eine neue Jacke oder eine Hose bekommen, was weiß ich. Sie wollen dann irgendwo in der Stadt etwas essen.«

»Na ja, ich halte sie trotzdem mal bereit. Aber jetzt hole ich den Nachschick.« Sheila verschwand aus dem Esszimmer und ließ uns drei Männer allein, was mir sogar sehr recht war, denn mit meiner nächsten Frage zielte ich bereits auf den Kern des Problems.

»So, Bill, jetzt sag nur nicht, daß ihr mich ohne Hintergedanken eingeladen habt.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Tu nicht so erstaunt. Ich merke doch, daß etwas los ist. Irgendwas ist passiert.«

Bill schaute seinen Sohn an.

»Hängt es mit Johnny zusammen?«

»Kann man wohl sagen.«

Ich blickte ihn an. »Und? Rück schon raus mit der Sprache.«

»Na ja, ich bin gestern von einer Klassenfahrt zurückgekehrt, und da ist es ...«

»Nein!« rief ich. »Nicht Sodom und ...«

»Was ist mit nicht schon wieder?« Sheila kehrte zurück. Sie trug das Tablett, auf dem die vier Schalen mit den in Rotwein getränkten Pflaumen standen.

»Ach nichts.«

Sie stellte das Tablett ab und schaute mich in ihrer gebückten Haltung an.

»Ihr seid wieder beim alten Thema gewesen, nicht?«

»Es war meine Schuld, Sheila.«

»Spielt keine Rolle. Wenn das Stichwort schon mal gefallen ist, können wir auch darüber reden.« Sie sah ihren Sohn etwas sorgenvoll an. »Diesmal ist es wieder seine Sache.«

»Ich hörte etwas von einer Klassenfahrt«, begann ich.

»Die ihn diesmal nach Frankreich führte.« Bill verteilte das Dessert. »Ich begreife das auch nicht, daß es immer wieder Johnny erwischt. Als hätte er die Pest an den Füßen.«

»Aber du bist gut aus der Sache herausgekommen, nicht wahr?«

»Sonst säße ich nicht hier, John.«

»Ich höre gern zu.«

»Erst nach dem Essen.« Sheila hatte hier das Kommando, und daran hielten wir uns auch.

Das Dessert war schnell gegessen, und danach ließen wir Johnny reden. Was ich hörte, erstaunte mich. Das Skelett einer riesigen Fledermaus in einer Höhle, das ließ für mich persönlich eigentlich nur einen Schluß zu.

»Geht es um einen Vampir?« fragte ich direkt.

Johnny schaute auf seinen leeren Teller. »Das kann ich dir nicht mit hundertprozentiger Gewißheit sagen. Da flog später was durch die Luft, doch auch jetzt weiß ich nicht, ob es sich dabei um eine große Fledermaus gehandelt hat. Es könnte sein, daß ich sie durch meine eigene Dummheit erweckt habe.«

»Oft reicht leider ein kleiner Tropfen Blut«, sagte ich.

»Das wird es wohl gewesen sein.«

Bill räusperte sich, bevor er sagte: »Johnny hat dieses Wesen oft fotografiert.«

Bill stand auf und ging zu einer kleinen Anrichte. Darauf lag der Umschlag mit den Fotos. »Hier haben wir den Beweis«, erklärte er und ließ die Aufnahmen aus dem Kuvert gleiten. Dann fächerte er sie vor mir auf dem Tisch auseinander. »Jetzt sag mir, was du siehst, John.«

Ich ließ mir Zeit und betrachtete jedes Bild. Dabei konnte ich nur zu einem Schluß gelangen. »Nichts sehe ich. Zumindest kein Fledermaus-Skelett.«

»Bravo. Genau das ist der Beweis. Vampire kann man nicht fotografieren. Es stimmt, John.«

Mein skeptischer Blick traf den Reporter. »Im Prinzip hast du ja recht. Man kann sie nicht fotografieren. Aber hier haben wir es mit einem Skelett zu tun.«

»Na und?«

»Skelett, Bill, denk nach.«

»Habe ich getan.«

»Was meinst du?«

»Daß es kein normales Skelett ist. Daß in diesen alten Knochen noch die Kraft des Blutsaugers steckt und jetzt wieder zu voller Blüte gereift ist. Hinzu kommt Johnnys Blut. Ich denke schon, daß sich da etwas angebahnt hat und er den Blutsauger auch durch die Luft fliegen sah. Da ist jemand unterwegs, und wenn ich mir vorstelle, wie groß dieses Ungeheuer ist, bekomme ich Magendrücken.«

»Fast wie Dracula II«, sagte Johnny. »Aber er ist es nicht.«

Ich schwieg und sah mir die Fotos noch einmal genau an. Ein Vampir und auch ein Skelett waren nicht zu sehen. Dafür das Innere der Höhle, in der Johnny die Entdeckung gemacht hatte.

»Einen weiteren Beweis hast du nicht zu bieten - oder?«

»Nein, John, das hat mir schon gereicht. Ich hatte auch Angst davor, daß uns der Vampir mitten in der Nacht besuchen würde. Aber das ist zum Glück nicht geschehen, obwohl er in dem Landheim Beute genug hätte bekommen können.«

Ich stellte ihm eine andere Frage:

»Sag mal, Johnny, wo bist du da eigentlich gewesen?«

Er nannte den Namen einer kleinen Stadt.

»Kenne ich nicht.« »Sie liegt in der Nähe von Toulouse.« Meine Augen leuchteten auf. »Südlich oder nördlich?« »Im Süden.«

Ich schaute Bill an. »Fällt dir etwas auf? Oder ist dir was aufgefallen?« »Alet-les-Bains.« »Eben.«

»Wieso?« fragte Johnny. »Die Templer«, antwortete ich. »Sie leben in Alet-les-Bains. Das heißt, Abbé Block und seine Getreuen.« Mein Blick verlor sich etwas. »Es kann durchaus sein, daß der neue alte Blutsauger gar nichts von dir und deinen Freunden wollte, sondern sich noch in der Nacht auf den Weg in Richtung Süden gemacht hat, um die Templer mit seinem Besuch zu beglücken.«

Sheila hatte zugehört und fragte jetzt mit leiser Stimme: »Glaubst du das allen Ernstes, John?«

»Nicht mit Bestimmtheit. Aber es wäre eine Möglichkeit. Die Templer und die Vampire. Das ist schon eine ungewöhnliche Konstellation.«

»Warum?«

»Da geht es mehr um Baphomet, das weißt du ja auch, Sheila. Andererseits ist man vor Überraschungen nie ganz sicher. Davon kann ich ein Lied singen.«

»Sollen wir überhaupt etwas unternehmen?« fragte Bill.

»Das müßten wir, wenn Johnny recht behält. Aber wir sollten nichts überstürzen.« Ich wandte mich direkt an mein Patenkind. »Du hast doch in der Kneipe das Gespräch belauscht, wie du erzählt hast.«

»Klar, habe ich.«

»Sind denn da auch Namen gefallen? Oder ein Name zumindest? Ich kann mir nicht vorstellen, daß dieses alte Skelett namenlos ist.«

»Als Fledermaus schon«, sagte Bill.

»Klar, aber war es oder sie nur immer eine Fledermaus? Hat es nicht mal ein Vampir in menschlicher Gestalt sein können? Wenn das zutrifft, dann muß dieser Vampir-Mensch auch einen Namen gehabt haben. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen.«

»Wäre eine Möglichkeit«, gab mein Freund zu.

»Der wir nachgehen sollten.«

Er schlug mir auf die Schulter. »Sehr gut, John, du bist wie ein Vampir.«

»Wieso?«

»Jetzt hast du Blut geleckert.«

Sheila schüttelte den Kopf. »Hör doch auf, einen derartigen Unsinn zu erzählen.«

Ich grinste. So war Sheila eben. Gewisse Dinge grenzten ihren Humor eben ein. Sie war ein gebranntes Kind, das das Feuer scheut. Was nicht hieß, daß sie den Kopf in den Sand steckte. Wenn es sein mußte, dann wuchs sie über sich selbst hinaus. Das hatte sie auch bei der Entführung ihres Sohnes auf die Insel Sodom bewiesen. Aber sie gierte nicht unbedingt danach.

»Wir brauchen also einen Namen«, sagte Bill. Er wandte sich an Johnny. »Wie hieß denn die Ruine, in der du dich umgeschaut hast? Soweit mir bekannt ist, gibt es keine namenlosen Chateaus.«

»Stimmt, Dad.«

»Denk mal nach.«

Johnny grübelte und meinte nach einer Weile: »Der Name ist auch erwähnt worden. Aber nur einmal von den beiden Männern. Außerdem war es ziemlich laut um uns herum.«

»Vielleicht finde ich was im Internet. Da ist fast jeder vertreten, der etwas auf sich oder seine Stadt hält.«

»Aber nicht das Kaff Camon«,

meinte Johnny. »Ich glaube, dazu ist der Ort zu klein.«

»Ein Versuch schadet nicht.«

Johnny schnippte mit den Fingern. »Ich habe noch eine andere Idee, Dad.«

»Sag schon.«

»Vielleicht hat Kevin Lester den Namen behalten. Mal hören, ob er zu Hause ist.« Johnny sprang auf und lief zum Telefon, das auf der Station lag.

Wir hielten uns mit einer Bemerkung zurück und schauten zu, wie er wählte. Eine Verbindung bekam er, aber er sprach nur mit Mrs. Lester. Von ihr erfuhr er, daß Kevin unterwegs war, aber sein Handy wohl mitgenommen hatte.

»Danke, Mrs. Lester, die Nummer habe ich.«

»Die jungen Erwachsenen von heute«, sagte Sheila. »Sie haben fast alle ein Handy.«

»Ist doch super, Ma. So haben wir vielleicht Glück.« Johnny probierte es noch einmal.

Wer von den jungen Leuten ein Handy besaß, der stellte es eigentlich nie ab. Es konnte ja etwas Wichtiges sein, was man eventuell verpaßte, und so war es auch bei Johnnys Schulfreund Kevin. Er meldete sich, aber dann mußte Johnny schreien, weil im Hintergrund der Lärm ziemlich groß war.

Wir vermuteten, daß er in einer Disco war, was jedoch nicht stimmte, denn Kevin hielt sich in einer der Etagen eines großen Kino-Centers auf. Dort ist es auch selten ruhig.

Johnny kam sofort zur Sache, und auch jetzt stand das Glück auf unserer Seite, denn Kevin hatte den Namen behalten, der mal kurz erwähnt worden war.

Johnny wiederholte ihn und ging auf Nachfragen nicht mehr ein. »Habt ihr es gehört?«

»Ja«, sagte Bill. »Chateau Montfour.«
Er wandte sich an mich. »Sagt dir der Name etwas, John?«

»Leider nicht.« '

»Schade.«

Johnny nahm wieder am Tisch Platz.
»Jetzt müssen wir nur noch eine Verbindung zwischen diesem Chateau und dem Skelett unten im Verlies finden.«

»Hast du eine Idee?« fragte ich.

»Noch nicht.«

»Aber dieses Skelett muß mit dem Schloß in Verbindung gestanden haben«, sagte Bill.

»Vielleicht war es der Besitzer«, mutmaßte ich.

»He, John, das ist eine Idee!« Bill lachte plötzlich. »So was muß man doch herausfinden können.«

»Internet?«

»Wäre einen Versuch wert.«

»In der Gegend wird auch viel Wein angebaut«, meinte Johnny. »Ich habe da Weinberge gesehen.«

»Okay, versuche es.«

Johnny und ich begleiteten Bill in sein Arbeitszimmer. Nur Sheila blieb zurück. Ich sah noch, wie sie den Kopf schüttelte. Wenig später waren wir allein, und Johnny, ein PC-Freak, klickte sich ins Internet ein.

Der Name Montfour war öfter vertreten, aber kein Chateau Montfour als Einzelbegriff. So blieb uns nichts anderes übrig, als jeden Namen einzeln durchzugehen.

Nach ungefähr einer Viertelstunde stießen wir auf den Ort Camon und natürlich auf Montfour. Und jetzt erfuhren wir, daß der Besitzer der Ruine Jacques Montfour geheißен hatte und schon lange nicht mehr lebte. Um die zweihundertfünfzig Jahre mußte er schon tot sein.

»Das bringt uns nichts«, meinte Bill.

Sein Sohn war anderer Meinung.
»Ich weiß ja nicht, wie alt das Skelett gewesen ist, aber bestimmt nicht neu. Da unten kann es sich lange gehalten haben.«

Die Folgerung war nicht schlecht, und ich stimmte Johnny zu. »Ja, es gibt so alte Vampire. Sie können in ihrer menschlichen Gestalt überleben, warum nicht aus als ein Skelett? Für mich klingt das irgendwie einleuchtend.«

Bill stimmte durch ein Nicken zu. Wir suchten weiter, aber über diesen Jacques Montfour erhielten wir keine Informationen mehr.

»Da können uns höchstens die Bewohner Genaueres sagen.«

Bill setzte sich auf die Schreibtischkante. »Willst du denn nach Frankreich fahren?«

»Wenn Johnny recht behält, müssen wir dorthin.«

»Aber es ist noch nichts passiert.«

»Weißt du es?«

»Na ja, das ist mir zu theoretisch. Er hätte ja die jungen Leute angreifen können, aber er hat es nicht getan. Warum? Will er kein Blut, John?«

»Das nicht gerade. Ich denke auch, daß er andere Pläne hat. Vorausgesetzt, er hat sich wirklich in das verwandelt, was dein Sohn gesehen hat. Wenn das so stimmt, gehe ich davon aus, daß er noch einmal mutiert. In einen Vampir mit menschlicher Gestalt. Eben wie Will Mallmann, alias Dracula II. Da ist nichts unmöglich. Montfour hat lange auf seine Chance gewartet. Er könnte sie nutzen.«

»Nur nicht bei uns.«

»Darauf kann ich auch verzichten. Aber mir geht etwas Bestimmtes nicht aus dem Kopf.«

»Ich höre.«

»Der Ort Camon liegt nicht weit von

Alet-les-Bains entfernt. Da liegt es im Bereich des Möglichen, daß die Tempeler etwas wissen.« Ich wies auf den Bildschirm. »Was Telekommunikation angeht, sind sie top. Wir schicken ihnen eine E-Mail mit der entsprechenden Frage und warten, ob eine Reaktion kommt. Haben sie deine Homepage, Bill?«

»Nein, die kann ich ihnen aber mit-schicken.«

»Dann mach das.«

Es dauerte wirklich nicht lange, bis wir die Nachricht geschrieben hatten. Das Chateau und auch der Name des Besitzers reichten eigentlich aus.

»Wenn der Computer besetzt ist, werden wir bald mehr wissen, oder auch nicht«, sagte Bill.

Ich zuckte nur die Achseln. Ein Anruf wäre besser gewesen, aber den konnten wir immer noch ausführen. Bill verließ kurz das Zimmer und kehrte mit dem Rotwein und Sheila zurück.

Ich wollte schon den Vorschlag machen, doch anzurufen, als wir die Antwort erhielten.

Sie bestand aus einem Satz, den Bill halblaut vorlas. »Bitte sofort anrufen - Abbé Bloch.«

»Na denn«, sagte ich und hob den Hörer des auf dem Schreibtisch stehenden Telefons ab ...

*

Er war nach Südosten geflogen. Ein Tuch, eine Welle, ein Teppich in der Luft. Schwarz wie die Finsternis, mit einem recht kleinen Kopf, in dem das Maul überaus groß war und die Augen eine sehr helle und trotzdem milchige Farbe hatten.

Er war unterwegs.

Er war kein Skelett mehr. Das Blut

des Menschen hatte ihn erlöst, und er war endlich in der Lage, sich seinem Ziel zu nähern, das er gut kannte, das aber letztlich so weit in der fernen Vergangenheit lag und nur noch in seinen Erinnerungen Bestand hatte.

Es gab keinen Zeugen, der die riesige Fledermaus hätte beobachten können. Sie segelte über menschenleere Gebiete hinweg, aber auch über unterschiedlich große Ansiedlungen. Sie sah die Lichter, die ihr so fern vorkamen und konnte manchmal auch die Straßen sehen, über die nur vereinzelt Fahrzeuge fuhren und den hellen Schemen der Scheinwerferlichter zu folgen schienen.

Die an einen Rochen erinnernde Gestalt flog keine Umwege. Das Ziel wollte sie auf direktem Weg erreichen. Die Erinnerung war auch in all den Jahren nicht erloschen. Dieses wenige Blut eines Menschen hatte ausgereicht, um wieder hineinzugleiten in die Rückverwandlung.

Trotz der Dunkelheit, die für menschliche Augen schlecht war, konnte das Wesen sehen. Die Unebenheiten der Landschaft malten sich ab. Die Weinberge waren längst verschwunden und allmählich tauchten die schrofferen Regionen auf. Unterschiedlich hohe Felsen, die dicht aneinander lagen und dabei an Zähne erinnerten, die zusammengedrückt waren. Aus der Höhe betrachtet wirkte dieses Massiv wie eine einzige Steilwand, in der es keine Lücke gab.

Das war ein Irrtum. Es gab Lücken. Man mußte sie nur kennen und finden.

Er wollte IHN treffen. Es war wichtig, wenn er ihn sah. Sie hatten einmal zusammengehört, bis sich ihre Wege getrennt hatten. Allerdings waren sie nie sehr eng verbunden gewesen, aber

die große Fledermaus hatte den besseren Teil erhalten. Im Vergleich zu ihr lebte der andere nicht mehr. Er war tot, aber es konnte sich trotzdem etwas Besonderes ereignet haben, und das wollte die gewaltige Fledermaus herausfinden.

Trotz ihrer befremdlichen Gestalt dachte sie bereits wie ein Mensch. Für sie auch ein Beweis, daß die Umwandlung nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Es mußte noch vor dem Einbruch des Tages passieren, damit sie sich ein Versteck suchen konnte.

Die große Gestalt sorgte nur dafür, daß sie recht schnell an Höhe verlor. Die mächtigen Schwingen bewegten sich kaum, sie ließ sich von den letzten Winden tragen und dann in eine Abwärtsbewegung hineindrängen.

Das dunkle Felsmassiv rückte näher. Noch flog die Fledermaus darüber hinweg, aber sie näherte sich bereits dem Rand. Von dort ging es fast senkrecht hinab in die Tiefe.

Ein Blick nach Süden fiel hinein in ein weites Tal, in dem ein Ort lag, fast wie in einer Schüssel ausgebreitet. Allerdings zeigten sich an den Hängen ebenfalls blitzende Lichter und nicht nur in der Schüssel selbst.

Dort lag ebenfalls ein Ziel.

Aber ein zweites.

Das erste war hier. Direkt an diesem düsteren Felsmassiv, das nicht so kompakt war wie es eigentlich aussah, sondern noch einen breiten Einschnitt auf wies.

Eine Lücke, ein Spalt, vor dem die dunkle Fledermaus langsam nach unten und damit dem Boden entgegensegelte, wo sie weich landete und sich die mächtigen Schwingen zusammenfalteten. Auch das letzte Rauschen verschwand. Es gab keinen künstlichen Luftzug mehr, es wehte nur der normale

Wind, der an der Felswand entlangstrich und sich vergeblich bemühte, in das Gestein einzudringen. Der Wind verursachte leise Geräusche. Manchmal ein Jaulen oder Pfeifen. Beides hörte sich leicht klagend an, als wollte sich der Nachtwind darüber beschweren, daß er keinen Einlaß fand.

Ansonsten war es still - und auch menschenleer. Genau das hatte die mutierte Fledermaus auch gewollt und erwartet.

So stark sich das Geschöpf auch nach dem Blut der Menschen sehnte, im Moment ging es um andere Dinge. Es war für die Gestalt ideal, in dieser Deckung zu stehen. Einen besseren Schutz als die mächtige Felswand hätte sie sich nicht vorstellen können.

Noch immer stand der volle Mond am Himmel. So satt sah er aus, reif und gelb wie ein Zitronen. Sein Schein senkte sich auf die Erde nieder und hinterließ einen blassen Schimmer.

Durch die angelegten Schwingen sah die Fledermaus recht schmal aus. Sie krallte sich an der Felswand fest, und der obere Teil des dunklen Oberkörpers bog sich nach hinten.

Die Verwandlung begann, aber auch die Qual, die damit verbunden war. Es jagten Laute aus dem offenen Maul, die einfach schrecklich klangen. Schreie, wie sie von Menschen nicht ausgestoßen werden konnten. So hoch, so bebend, und der Schall kroch an der Felswand in die Höhe, bevor er irgendwo versickerte.

Die Fledermaus war zu einem zuckenden Bündel geworden. Sie hing jetzt rücklings nach unten. Schwingen schlugen um sich, aber sie waren längst nicht mehr so groß wie beim Flug. Überhaupt veränderte sich der Körper, während er an der Felswand »klebte«. Immer wieder zuckte er. Er schlug aus.

Er glitt in die Höhe, er fiel wieder zusammen, er bog sich, drückte sich zur Seite, schüttelte sich, und er klebte auch weiterhin an der Felswand.

Die Schreie hatten ihren Klang verändert. Sie näherten sich jetzt menschlichen Lauten und hörten sich an wie ein tiefes und qualvolles Stöhnen.

Es war die Verwandlung vom Monster zu einem Monster mit menschlicher Gestalt und zudem eine Metamorphose, die zuletzt vor mehr als zwei-, hundert Jahren durchgeführt worden war. Und so verwandelte sie sich in einem regelrechten Kampf an der dunklen Felswand.

Das Geschöpf krallte sich auch weiterhin fest, als hätte es sich in das Gestein eingegraben.

Noch ein Schrei.

Er hallte am glatten Gestein hoch, um im dunklen Nachthimmel zu verschwinden.

Diesmal jedoch hörte er sich anders an. Es gab nicht mehr die intensive Qual, denn in diesen schrillen Laut mischte sich schon der Klang des Triumphs mit.

Und dann stürzte das Wesen ab. Aus nicht sehr großer Höhe landete es auf dem Boden, wo es sich überschlug und von der Wand wegrollte.

Es blieb auf dem Bauch liegen. Hätte das Mondlicht nicht seinen Silberstreif geschickt, dann wäre das Wesen wohl kaum zu sehen gewesen, so aber war es sichtbar und kroch über den harten Boden.

Es stöhnte.

Diesmal war es ein menschlicher Laut, der aus dem Mund drang. Er war schwer zu beschreiben. Es war kein Schrei des Triumphs, aber auch keiner, der auf irgendeinen Schmerz hingedeutet hätte. Eine Mischung zwischen beiden, möglicherweise auch von einem

beruhigenden Ton durchzogen, weil eben die Metamorphose gelungen war.

Die Gestalt erhob sich.

Keine Fledermaus mehr, sondern ein Mensch, der sich ruckartig auf die Füße gestellt hatte. Noch immer im Schatten der Felswand blieb er stehen. Er schwankte leicht, als wollte er gewisse Störungen ausgleichen und breitete die Arme aus, um nach dem Halt zu suchen.

Zum Glück war die Felswand in der Nähe. So konnte das düstere und nackte Wesen sich wieder daran festklammern. Es jaulte. Sein Körper zuckte. Wie ein Pferd scharfte es mit dem rechten Bein. Dabei schüttelte es den Kopf wild hin und her. Diesmal hatten sich keine Krallen in das Gestein geklammert, sondern Hände mit langen, bleichen Fingern.

Minutenlang verharrte die jetzt menschliche Gestalt in ihrer Haltung. Erst danach fühlte sie sich kraftvoll genug, um diesen Halt zu verlassen, und sie drehte sich mit einer langsamen Bewegung zur Seite.

Hätte ein heimlicher Beobachter sie jetzt gesehen, er hätte sie nicht mehr wiedererkannt. Nichts wies mehr auf das Wesen hin, das vor kurzem noch durch die Luft gesegelt war.

Neben der Felswand stand jetzt ein Mensch!

Einer, der noch immer unter der Verwandlung litt und mit aufgerissenem Mund laut keuchte. Doch diese Geräusche hörten sich nicht mehr erschöpft an, jetzt klangen sie anders. In ihnen lag eine gewisse Drohung, und die war einfach nicht zu überhören. Da glichen Sie schon einer bestimmten Sprache, die von Menschen nur rein akustisch verstanden wurde. Unheimlich hörten sich die Geräusche an, bevor sie in der stockdunklen Nacht versickerten.

Ein Mensch war da!

Einer, der die grauen Haare so lang wie eine Frau trug, dessen Gesicht auf Grund seiner Blässe von der Felswand und der übrigen Dunkelheit abstach. Es hielt sich ein böses Individuum nahe der Felsen auf, das trotz der nächtlichen Kühle nicht fror. Hochgewachsen, die Schultern hochgezogen, doch den Kopf leicht nach vorn gestreckt wie jemand, der wittert.

Lange Arme. Große Hände mit langen Fingern. Ein Gesicht mit dunklen Augen, breiten Lippen und einer hohen Stirn. Der Körper drehte sich zur Seite, und der Kopf machte die Bewegung automatisch mit. So konnte der Mann auch in die Höhe blicken, und er suchte den Vollmond, der sich in der Schwärze abmalte.

Ihm drehte der Veränderte sein Gesicht zu. Hatten die Züge vorhin noch eine starke Anspannung gezeichnet, so verschwand diese allmählich. Der Ausdruck änderte sich nicht nur, er kehrte sich um in das glatte Gegenteil. So etwas wie Freude und Zufriedenheit zeichneten die Züge, und die Gestalt sah aus wie jemand, der das Licht des Mondes trinken oder in sich einsaugen wollte.

Die Lippen zogen sich zu einem Lächeln in die Breite, und die Gestalt fletschte die Zähne.

Zähne?

Ja, sie waren da. Sie sahen ebenfalls grau aus, aber sie besaßen rechts und links der Schneidezähne auch zwei Besonderheiten. Auch die sehr lange Zeit hatte ihnen nichts anhaben können, denn nach wie vor sahen sie kräftig aus und waren durch ihre Länge und durch die Spitzen die Wahrzeichen eines Vampirs.

Der nackte Blutsauger öffnete den Mund. Dabei zuckte sein Körper wie

von Stromstößen geschüttelt. Genau diese Bewegungen waren die Begleiter für sein wildes, unkontrolliertes und triumphierendes Lachen, das der Vampir in die Finsternis der Nacht schickte ..

*

Der Abbé war ein Mann, den ich praktisch zu jeder Tages- und Nachtstunde erreichen konnte. Er war - wie man so schön sagt - immer im Dienst. Tatsächlich wachten seine Templer rund um die Uhr. Sie hatten sich in Alet-les-Bains ein kleines Refugium geschaffen, von dem aus sie ihre Fäden zogen.

Im Prinzip galt ihr Kampf einem Dämon namens Baphomet. Einem Teufel mit Karfunkelaugen, der bei der Zerschlagung des Ordens im hohen Mittelalter eine wichtige Rolle gespielt hatte, denn nicht wenige Templer hatten von ihm Hilfe erhofft und sich auf seine Seite geschlagen. Sie waren praktisch Partner des Bösen und der Hölle geworden und hatten somit ihre alten Überzeugungen verraten.

Der Kampf war nie beendet worden. Zwar hatte er mal pausiert, aber er war dann immer wieder offen ausgebrochen. In den letzten Jahren hatte sich dies noch verstärkt.

Die Templer-Gruppe um Baphomet war nicht eben klein und auf der gesamten Welt verteilt. Genau dagegen wollten der Abbé und seine Freunde ein Bollwerk bilden. Ihre Zentrale lag im südlichen Frankreich, eben in Alet-les-Bains.

Sie waren stets auf der Wacht. Sie lagen auf der Lauer, und sie verließen auch den Ort, um gegen die Baphomet-Diener zu kämpfen. Bisher hatte keine Seite einen endgültigen Sieg erringen können, und auch mir war es nicht

gelingen, Baphomet zu töten.

Ich besaß eine besondere Verbindung zu den Templern, denn es war nicht mein erstes Leben, das ich führte. Ich hatte schon mehrmals gelebt, unter anderem in den zwei Jahrtausenden nach Christi als Richard Löwenherz und Jahrhunderte später als Hector de Valois, ein Templer und Feind der Hölle.

Er war ein Mensch gewesen, der auch noch im Tod nicht richtig hatte Sterben können. So war sein Skelett schließlich aus dem normalen Grab hervorgeholt worden, um in der Kathedrale der Angst aufbewahrt zu werden, einer sehr engen Schlucht, die in eine mächtige Felswand nahe der Stadt Alet-les-Bains lag.

Aber jetzt gab es auch das Skelett nicht mehr. Als silberner Knochenmensch hatte es sein »Grab« verlassen und war mir dann zu Hilfe gekommen, als ich vor der Bundeslade gestanden und nicht gewußt hatte, ob sich sie öffnen sollte oder nicht.

Sie war geöffnet worden, aber mir war es nicht gelungen, einen Blick hineinzuwerfen. So blieb ihr Geheimnis auch weiterhin den Augen eines Menschen verborgen.

Hector de Valois hatte hineingesehen. Und er war dabei zerschmolzen. Jetzt gab es ihn nicht mehr, und ich würde ihn nicht mehr treffen können, es sei denn, ich geriet in die Magie einer Zeitreise und glitt zurück in sein achtzehntes Jahrhundert.

Wäre das silberne Skelett nicht gewesen, hätte auch ich nicht mehr bei den Conollys stehen und telefonieren können. Während der Ruf durchging, waren all die Gedanken durch meinen Kopf gewandert, und ich wartete darauf, die Stimme des Abbé zu hören. Der Templer-Führer und ich waren befreundet. Wir sa-

hen uns nicht oft, aber wir wußten, daß sich einer auf den anderen verlassen konnte.

Unsere E-Mail mußte die Templer auf eine bestimmte Art und Weise erschreckt haben, sonst hätte man nicht um den sofortigen Rückruf gebeten. Vielleicht hatten wir - ohne es zu wollen - in ein Wespennest getreten.

Noch hörte ich das Tuten, dann drang die vertraut klingende Stimme des Abbé an meine Ohren. »Es kannst nur du sein, der um diese Zeit anruft, John.«

»Wie recht du hast.« Der Abbé atmete auf, und das war sogar für mich deutlich zu hören. »Wie geht es dir denn?« »Ich lebe noch.«

»Soll ich den Klang deiner Stimme als positiv ansehen?« fragte er leise lachend.

»Ja, denn ich habe ziemlichen Streß hinter mir. Der allerdings hat nichts mit der Sache zu tun, weshalb ich Kontakt mit dir aufgenommen habe.«

»Ich höre.«

»Nein, du bist dran, Abbé. Wir haben dir die E-Mail geschickt. Was hat dich so elektrisiert?«

Er räusperte sich, was für mich wie das Rascheln von Papier klang. »Es ist der Name Montfour.«

»Du kannst damit etwas anfangen? Was...?«

»Nicht in der Gegenwart, John. Mehr in der Vergangenheit. Es liegt über zweihundert Jahre zurück. Da hat er gelebt. Er war der Besitzer des Chateaus Montfour, und er war ein Mann, der nicht eben als Sympathicus in die Geschichte eingegangen ist. In den Chroniken wird er als grausam und blutrünstig beschrieben. Wobei er sich dann zurückgezogen hat und nicht mehr so offen auftrat.«

»Verschwand er?«

»Ja.«

»Wohin?«

»Das ist eben die Frage, John. Niemand weiß, was mit ihm geschehen ist. Zudem wurde das Schloß zerstört und niedergebrannt, nachdem marodierende Banditen es besetzt hielten.«

»Und dagegen hat Jacques Montfour nichts getan?« fragte ich verwundert.

»Nein. Wie sollte er auch? Er war doch weg, verschwunden, und niemand wußte, wohin er sich zurückgezogen hatte.«

Das konnte ich nicht glauben. Dazu kannte ich die Menschen einfach zu gut. »Abbé - bitte! Was erzählst du mir? Hat sich die Spur des Jacques Montfour endgültig verloren?«

»Ja...«

Die Antwort hatte für meinen Geschmack zu zögernd geklungen.

»Bitte, Abbé. Gab es denn keine Gerüchte? Hat niemand etwas gesagt? Ist nichts aufgeschrieben worden? Es muß doch eine Hinterlassenschaft gegeben haben. Eine Chronik, und ich wundere mich auch darüber, daß du so gut informiert bist. Das passiert doch nur, wenn auch du etwas entdeckt hast, das nicht ganz koscher ist.«

»Schon, John, schon...«

»Was ist es dann?«

»Ich kenne diesen Jacques Montfour nicht. Es hat wohl Gerüchte um ihn gegeben. Man sprach davon, daß er Blut getrunken haben soll. Er war wild auf das Blut von Frauen und ...«

»Ein Vampir also?«

»Ja.«

»Bitte.« Mir dauerte das alles zu lange. »Was hat man noch alles niedergeschrieben?«

»Kaum etwas. Wenigstens nicht viel über ihn. Er war in der letzten Zeit vor

der Zerstörung seines Schlosses gar nicht mehr zu sehen, da hatte er sich schon zurückgezogen, und niemand wußte, wo er schließlich steckte.«

Die drei Conollys hatten das Gespräch über Lautsprecher mithören können. Nach dem letzten Satz des Abbés meldete sich Johnny. Er stieß seinen Arm in die Luft und sagte: »Aber ich weiß es, John. Ich habe ihn doch gesehen.«

Ich deckte die Sprechmuschel ab. »Wie? Meinst du das Skelett im Verlies unter dem Turm?«

»Ja.«

Ich hätte mir auch selbst gegen die Stirn schlagen können. Natürlich, das mußte es sein, und so klärte ich den Abbé im fernen Frankreich mit wenigen Worten auf.

»Gut gefolgt, John«, sagte er.

»Ha, das hört sich an, als wüßtest du noch mehr.«

Er druckte ein wenig herum. »Wie ich schon erwähnte, gab es Gerüchte um ihn. Auch das Wort Vampir fiel. Das ist ebenfalls in den dünnen Chroniken überliefert, und man hat ihm sogar einen Namen gegeben. Man nannte ihn den Gothischen, den romantischen Vampir, der besonders die Damen besuchte.«

Fast hätte ich gelacht. So gestattete ich mir in Anbetracht der Lage nur ein Grinsen. »Heute würde man ihn als Gothic-Vampir bezeichnen. Einer, der auch die Kunst der Verführung versteht und sein wahres Gesicht erst zeigt, wenn er die entsprechenden Frauen in seiner Gewalt hat. Da gibt es für sie dann kein Entrinnen mehr.«

»Ja, ich stimme dir zu.«

Ich wechselte den Hörer in die andere Hand. »Weißt du denn noch mehr über ihn, Abbé?«

»Nein, John, ich habe dir alles gesagt. Normalerweise bist du jetzt an der Reihe. Durch deine Nachricht ist alles wieder aufgewühlt worden.«

»Die Störung habe ich nicht so gewollt, aber lassen wir das. Es ist zu befürchten, daß er doch nicht vernichtet oder tot war, egal, wie du das ausdrückst. Wir müssen damit rechnen, daß er erwacht ist oder erweckt wurde.«

»Oh!« Kurze Pause. »Das ist schlimm.« Wieder eine Pause. »Wie konnte das geschehen?«

»Durch Johnny Conolly!«

Es hörte sich an, als wollte der Abbé laut lachen, aber diese Reaktion verbiß er sich. »Ich habe dich doch richtig verstanden?« erkundigte er sich statt dessen.

»Ja, hast du.«

»Wie kommt Johnny dazu?«

»Moment mal.« Ich dämpfte die Muschel wieder ab und wandte mich an mein Patenkind. »Willst du dem Abbé alles sagen?«

»Nein, mach du das lieber.«

Ich gab die Sprechmuschel wieder frei, und dann konnte der Templer nur zuhören. Er unterbrach mich auch mit keinen Zwischenfragen. Nur einmal räusperte er sich. Das war kurz vor dem Ende meines Berichts.

»So ist es gewesen«, sagte ich zum Abschluß. »Ich weiß, es hört sich spektakulär an, aber du kennst uns, Abbé. Dir brauche ich nicht zu erzählen, was wir schon alles durchgemacht haben. Jedenfalls glaube ich fest daran, daß dieser alte Jacques Montfour wieder frei ist und nun das fortführt, was er tun muß.«

»Sicher. Er will Blut.«

»Eben.« Ich streckte die Beine aus und stellte die nächste Frage. »Gehört hast du noch nichts von ihm? Ich mei-

ne, keinen Besuch bei euch. Es geht um irgendwelche Opfer, die gefunden wurden.«

»Nein.«

»War nur eine Frage. Es kann ja Zufall sein, daß er gerade bei euch oder bei euch in der Nähe gelebt hat, ich jedenfalls wollte nur, daß ihr die Augen offenhaltet und uns sofort Bescheid gebt, falls etwas passiert. Erst dann gibt es einen Grund für mich, einzugreifen. Ich will nicht auf blauen Dunst losziehen und den Blutsauger in Südfrankreich suchen.«

»Das hätte ich an deiner Stelle auch nicht getan. Trotzdem gibt es da ein Problem.«

Der Klang der Stimme ließ mich aufhören. »Das hört sich aber nicht gut an, Abbé.«

»Ist es auch nicht«, gab der Templer-Führer zu. »Du hast vorhin davon gesprochen, daß Jacques Montfour keinen Grund hätte, uns einen Besuch ab zu statuten. So ganz stimme ich dir da nicht zu. Es gibt schon eine vage Verbindung zwischen uns beiden.«

»Welche?«

»Moment, John, laß mich ausreden. Ich spreche nicht nur von der Verbindung zwischen uns, sondern meine auch die, die es zwischen Montfour und dir gibt.«

Nein, ich lachte nicht, auch wenn mir zunächst danach zumute war. »Was soll das?«

»Du wirst nicht erfreut sein, John, aber ich muß es dir sagen. Die Verbindung ist locker zwischen euch beiden, aber nicht durch den Lauf der Zeit völlig überholt. Du kennst Hector de Valois?«

»Welch eine Frage.«

»Ich habe sie nicht grundlos gestellt, John, denn auch dieser Jacques

Montfour kannte ihn.«

»Ach.« Allmählich veränderte sich meine Haltung. Sie wurde steifer. Über meinen Rücken kroch ein kalter Schauer. »Und was ist da noch, Abbé?«

»Dieser ... ähm ... Montfour kannte Hector de Valois nicht nur, er war sogar mit ihm verwandt...«

*

Der Vampir kauerte auf dem Boden. Nur für einen Moment, dann schnellte er wieder hoch. Danach drückte er sich nieder und geriet wieder in die andere Bewegung hinein.

Er sorgte mit dieser Gymnastik dafür, daß seine Gelenke geschmeidig wurden, denn Kraft und Ausdauer benötigte er. Schließlich mußte er die Zeit bis zum ersten Biß überstehen.

Zuvor jedoch wollte er noch etwas anderes tun. Daran ging kein Weg vorbei. Er mußte jemand besuchen, den er schon lange nicht gesehen hatte.

Der Vampir wußte, daß der tote Hector de Valois aus seinem Grab geholt worden war. Und er wußte auch, wohin man ihn geschafft hatte. Der Kontakt war nie richtig abgebrochen. Er war zwar schwächer geworden, aber der Instinkt war geblieben. Zumindest als Rest, denn Jacques war nie ganz vernichtet gewesen. Er selbst hatte damals für seinen Zustand gesorgt, auch mit dem Wissen, daß er irgendwann vorbeigehen würde, und jetzt war die Zeit reif.

Den Felsen auf dem flachen Hügel hatte er sich grundlos ausgesucht. Man hätte ihn auch als Grab eines Riesen bezeichnen können, und etwas ähnliches war es auch. Der Vampir suchte nur den Zugang. Da war die schmale Lücke im Fels. Dahinter lag der Weg, der tief in das Gebilde hineinführte.

Mit kleinen und langsamen Schrit-

ten bewegte er sich an der Felswand entlang. Es war von ihm kein einziger Laut zu hören, abgesehen vom Schaben seiner nackten Füße.

Noch war es dunkel, und der Blutsauger wollte die Zeit ausnützen. Tagsüber konnte er sich dann im Felsen versteckt halten. Dann würde alles seinen normalen Gang gehen. Verlernt hatte er nichts, und die Gier nach dem Lebenssaft des Menschen - am liebsten nach dem einer jungen Frau - kochte bereits in ihm hoch.

Er fand den Ort!

Vor dem schmalen Zugang blieb er stehen und übersah auch nicht die Warnung im Gestein, die schwach leuchtete. Dieser Felsen wurde auch als Kathedrale der Angst bezeichnet und deshalb auch die ins Gestein gehauenen Worte.

TERRIBILIS EST LOCUS ISTE - Dieser Ort ist schrecklich.

Montfour duckte sich, als er die Worte las, aber sie hielten ihn nicht auf. Er drückte sich in den Spalt hinein, und sofort wurde es noch dunkler um ihn herum.

Wie in einem Tunnel, dessen Wände fast zusammengewachsen waren, mußte er sich vorkommen. Der weite Himmel über ihm war verschwunden. Wenn er den Kopf in den Nacken legte und nach oben schaute, malte sich nur ein schmaler Streifen ab. Eine gräuliche Lücke, an deren Rändern von zerfaserndem Mondlicht gezeichnet.

Er war nie an diesem Ort gewesen, aber er wußte, daß er am Ende des schmalen Gangs die Person finden würde, auf die es ihm einzig und allein ankam.

Er war verwandt mit Hector de Valois gewesen. Auch wenn sie nicht auf der gleichen Wellenlänge gelegen hatten, so hatten sie doch Kontakt gehabt.

Der war später eingeschlafen, denn seiner Meinung nach war Hector de Valois den falschen Weg gegangen. Er hatte sich den Templern angeschlossen und war sogar zu ihrem Anführer gewählt worden. Damit gehörte er zu Montfours Feinden.

Die Felsen zu beiden Seiten drängten sich noch enger zusammen. Hinzu kamen die Finsternis und die Kühle des Gesteins. Das alles hätte einen normalen Menschen zum Rückweg treiben müssen, nicht aber den Vampir.

Als nackte Gestalt, die weder froh noch schwitzte, schob sich das wiedererweckte Wesen weiter. Am Ende dieses schmalen Tunnels mußte er Hector finden.

Seine Augen bewegten sich. Der krasse Gegensatz zwischen Hell und Dunkel trat bei ihnen besonders hervor. So wirkte die Masse hinter den Pupillen wie erstarrtes Milcheiweiß.

Nichts war zu hören. In dieser engen Schlucht, die sich allerdings dann erweiterte, herrschten die Gesetze der Stille. Jeder Tote sollte hier seine Ruhe haben. Niemand durfte gestört werden und keiner den Ort der Magie entweihen.

Das genau hatte Montfour getan. Es war nicht seine Welt. Auch Hector de Valois würde nie zu einem Freund werden können. Er wollte nur die Leiche sehen und erfahren, ob Hector sein Versprechen von damals eingehalten hatten.

Er war davon überzeugt gewesen, zwar sterben, aber nicht verwesen zu müssen. Genau das mußte der Vampir herausfinden. Sonst hätte er keine ruhige Minute gehabt.

Und er wollte auch wissen, ob der Tote Hector de Valois noch im Besitz eines bestimmten Gegenstandes war, dem damals sein ganzer Stolz gehört hatte.

Es war ein geheimnisvolles, silbernes Kreuz gewesen. Allein der Gedanke daran ließ den Blutsauger aufstöhnen, denn er haßte die Kreuze mehr als alles andere auf der Welt. Weil er eben wußte, daß sie zu seiner endgültigen Vernichtung führen konnten.

Die nackte Gestalt streckte ihre Arme weit aus. Auch weit über ihr war der Spalt etwas breiter geworden. Dennoch floß das zittrige Mondlicht nicht hinab bis zum Grund. Es verharrte an den Innenwänden und hinterließ dort einen blassen Silberschein.

Montfour bewegte sich schneller, und schon nach wenigen Schritten nahm er den Umriss wahr, der sich vor ihm in der Dunkelheit dicht oberhalb des Bodens, aber mit ihm verbunden, abzeichnete.

Jacques wußte jetzt, daß er sein Ziel erreicht hatte. Das war die neue Ruhestätte seines fernen Verwandten.

Binahe wie ein Blinder tastete er sich vor. Aus seinem halb offenstehenden Mund drangen keine Atemgeräusche. Die Laute, die er von sich gab, waren mehr mit einem Zischen oder leichten Stöhnen zu vergleichen. Sie drückten den momentanen Triumph aus, der über ihn gekommen war.

Wenige Sekunden später hatte er die Grabstätte erreicht. An sein neues Dasein hatte er sich immer besser gewöhnen können, und die Dunkelheit störte ihn auch nicht mehr. Er sah deutlich, was sich vor ihm ausbreitete.

Es war der Sarg!

Ein Gebilde aus Stein, aber nicht verschlossen. Der Vampir bückte sich, und dabei spürte er das Zittern, das durch seinen Körper rann. Die große Freude in ihm war vergangen. Es gab nur noch das, was er mit seinen eigenen Augen sah.

Er bückte sich tiefer.

Jetzt heulte er leise wie ein Tier. Er schüttelte den Kopf. Er konnte nicht glauben, was da vor ihm stand. Mit beiden Händen wühlte er durch das Unterteil des steinernen Sargs. Die langen Nägel kratzten über den Boden hinweg, und wieder lösten sich aus seinem Mund unmenschliche Laute.

So sehr er auch mit den Händen über den Sargboden schabte, er änderte nichts.

Der Steinsarg blieb leer!

Montfour richtete sich wieder auf. Er taumelte. Mit dem Rücken prallte er gegen die Wand. Sein Maul öffnete sich so weit wie möglich, und tief in der Kehle wurde der Schrei geboren, der sich nun löste.

Er war wie ein Urschrei. Ein Schrei der reinen Enttäuschung und zugleich der Last einer Person, bei der alles zusammengebrochen war.

Er schlug die Hände wuchtig gegen sein Gesicht. Spitze Nägel schabten über die Haut. Die Abrechnung mit seinem entfernten Verwandten konnte er nicht mehr durchführen. Er haßte sich deswegen, weil er sich wie ein Verlierer vorkam, aber durch diesen verdammten Tunnel der Enttäuschung mußte der Untote gehen, um später wieder klare Sicht zu bekommen.

Gedanken nebst Erinnerungen stürmten auf ihn ein. Er hatte erwartet, die alten Knochen zu sehen. Vielleicht auch zum größten Teil schon zu Staub zerfallen, wie auch immer. Aber es gab keine Reste im Sarg, die auf eine Leiche hingewiesen hätten.

Wütend jaulte er noch einmal auf. Man hätte bei diesem Laut schon Mitleid mit ihm bekommen können. Neben dem Steinsarg hockte er sich auf den Boden.

Hector de Valois gab es nicht mehr. Man mußte ihn geholt und woanders begraben haben. Aber wo?

Die Antwort war einfach zu schwierig. Montfour wußte nichts mehr. Es war zuviel Zeit vergangen, aber auch die Zeit schaffte es nicht, immer alle Spuren zu löschen.

Er würde sie wieder aufnehmen. Doch erst, nachdem er genügend Kraft getankt hatte.

Kraft gab ihm nur das menschliche Blut...

Mit diesem Gedanken setzte sich der Vampir wieder in Bewegung und ging den Weg zurück. Langsamer, mit gesenktem Kopf. Er glich einem enttäuschten, normalen Menschen.

Das änderte sich, als er die Lücke im Fels und damit den Ausgang fast erreicht hatte.

Der Vampir blieb stehen.

Nicht ohne Grund.

Ein bestimmter Geruch war ihm entgegengetragen worden.

Blutgeruch ...

Montfour fletschte die Zähne. Vorhin noch hatte sich das Schicksal gegen ihn gestellt. Jetzt allerdings stand es auf seiner Seite, und er würde die Gelegenheit nutzen ...

*

Ich stand ganz ruhig auf dem Teppich in Bill Conollys Arbeitszimmer. Alle hatten die Stimme des Abbé Bloch gehört, und die Conollys konnten sich vorstellen, wie es in mir aussah.

»Bist du noch da?« hörte ich die dünne Stimme des Templers.

»Ja.«

»Ich kann mir vorstellen, wie du dich jetzt fühlst, John. Laß dir Zeit mit einer Antwort.«

»Sicher«, flüsterte ich.

Die Erklärung hatte mich tatsächlich wie ein mächtiger Hammerschlag getroffen. Ich hatte das Gefühl, der Boden würde sich unter meinen Füßen senken.

Montfour war ein Verwandter von Hector de Valois? Der Abbé hatte sicherlich nicht gelogen, aber ich spann den Faden weiter. Ich hatte mal als Hector de Valois existiert. War dieser Jacques Montfour deshalb auch ein Verwandter von mir?

Nein, verdammt, nein. Das hätte mir noch gefehlt. Das Rätsel im Leben meines Vaters hatte mir bereits gereicht; ich wollte nicht noch mehr Überraschungen erleben.

Ich fing Bills Blick auf. Mein Freund zuckte mit den Schultern. Auch er war entsetzt.

Ich hatte mich wieder etwas gefangen und räusperte mich. »Abbé?«

»Ich bin noch dran.«

Meine ersten Worte klangen spontan. »Kann es nicht trotzdem sein, daß du dich geirrt hast?«

»Nein. Dann hätten sich die Chroniken geirrt.«

»Das stimmt leider auch.«

»Bitte, John, tu mir einen Gefallen uns sieh es nicht persönlich. Dieser Montfour hat mir dir nichts zu tun. Das ist eine ganz andere Zeit gewesen und damit auch eine völlig andere Verbindung. So mußt du das sehen.«

Ich schluckte. »Klar, das weiß ich alles, aber es ist trotzdem ein Schock.«

»Für mich war es das auch.«

»Ob wir wollen oder nicht, wir sind jetzt gefordert«, sagte ich. »Es gibt keinen Zweifel daran, daß Montfour freigekommen ist, und er wird sich auch so verhalten wie es ein normaler Vampir tut. Davon müssen wir ausgehen, aber das brauche ich dir nicht zu sagen.«

»Nein, bestimmt nicht. Ich weiß nur nicht«, sagte der Templer, »welchen Weg er einschlagen wird. Das bleibt unser großes Rätsel. Die Gegend ist für ihn ideal. Es gibt nur wenige Dörfer oder kleine Städte, und sie liegen recht verstreut in der Landschaft. Da kann er sich bewegen, ohne selbst zu schnell entdeckt zu werden.«

»Möglich.«

»Du klingst nicht sehr überzeugend.«

»Ich bin auch nicht so überzeugt«, erklärte ich. »Hast du eigentlich schon an die Möglichkeit gedacht, daß er euch besuchen könnte?«

»Im Augenblick beschäftige ich mich nicht mit diesem Gedanken. Ich könnte mir allerdings vorstellen, daß er in der Lage ist, eine gewisse Spur aufzunehmen. Gehen wir einfach davon aus, daß ein Vampir nichts vergißt. Auch wenn er mehr als zweihundert Jahre im Tiefschlaf und in einer anderen Gestalt überlebt hat. Die Erinnerungen sind geblieben. Davon gehe ich im schlimmsten Fall aus.«

»Kann man so sehen«, sagte ich. »Und weiter?«

»Wenn er sich tatsächlich auf seine Aufgabe besinnt, wäre es nicht so weit hergeholt, daß er sich auf die Suche macht, um Spuren der Familie de Valois zu finden. Sie waren damals sicherlich keine Freunde, wenn man nur daran denkt, daß sich dein Kreuz zu dieser Zeit im Besitz des Hector de Valois befand. Montfour ist zurückgekehrt. Er lebt wieder, und er könnte versucht sein, herauszufinden, was mit den anderen aus seiner Zeit geschehen ist.«

»Aber Hector gibt es nicht mehr. Das silberne Skelett ist zerschmolzen. Ich bin damals selbst dabeigewesen.«

»Weiß Montfour das?«

»Ich denke nicht.«

»Eben. Er weiß es nicht. Aber er wird sich erkundigen. Er wird versuchen, gewisse Spuren zu finden, und die könnten ihn auch in unsere Gegend führen.«

»Was macht dich da so sicher?«

»John, bitte, es liegt auf der Hand. Hector de Valois ist ein Templer gewesen. Ich gehe davon aus, daß Montfours Haß auf die Templer die langen Jahre überlebt hat. Also kann er versuchen, die Spur wieder aufzunehmen. Die würde ihn ja zwangsläufig in unsere Gegend und nach Alet-les-Bains führen.«

Der Abbé legte eine Sprechpause ein, damit ich über die Worte nachdenken konnte. Die Conollys hatten es bereits. Diesmal war es Sheila, die mir zunickte. »Das würde ich nicht aus den Augen lassen, John. Es könnte zutreffen. Wenn er damals die Templer gehaßt hat, wird er sie auch noch heute hassen, und er wird sich einen Weg suchen, um zu ihnen zu gelangen. Das ist logisch.«

»Hat er die Templer wirklich so gehaßt?« fragte ich laut, damit es auch der Abbé hören konnte.

»Ich kann es dir nicht mit Bestimmtheit sagen, aber wir müssen davon ausgehen. Es ist auch möglich, daß sich Montfour auf Grund des Daseins der Templer zurückgezogen hat. Sie können ihm zu nahegekommen sein oder zumindest Hector de Valois. Ich jedenfalls werde noch in dieser Nacht reagieren.«

»Wie?«

»Ganz einfach. Ich lasse die Wachen bei uns verstärken und schicke gleichzeitig Freunde in die Umgebung, die sie dann unter Beobachtung halten.«

»Kannst du tun«, sagte ich. »Es müßte schon ein Zufall sein, wenn sie Montfour entdeckten.«

»Ja und nein. Kannst du dir vorstellen, daß ihn sein Weg in die Kathedrale der Angst führen könnte?«

Ich piffte leise. »Kann ich mir in diesem Fall vorstellen, aber dann müßte der Untote schon ein Hellseher sein. Er wird Hector sicherlich in seinem ersten Grab vermuten. Woher sollte er wissen, daß wir ihn damals umgebettet haben?«

»Ich habe keine Ahnung. Ich nehme nur an, daß er die Jahrhunderte über gewartet hat. Er war zwar außer Gefecht gesetzt, aber er ist nicht vernichtet worden. Er hat es geschickt angestellt. Etwas in ihm muß wie ein Keim gewesen sein, der überlebt hat.«

»Tja«, sagte ich. »So ganz kann ich dir da nicht zustimmen.«

»Er wird nicht nach London kommen, das einmal vorweggenommen«, meinte der Abbé. »Ich kann mir aber vorstellen, daß er nach Nachfolgern der Familie de Valois sucht und sie auch mit den Templern in Verbindung bringen wird, was wiederum als Spur zu uns weist. Du hast das Kreuz, John, du bist der legitime Erbe, und ich würde gern das Gesicht des Untoten sehen, wenn er sich plötzlich mit dem Kreuz konfrontiert sieht.«

Ich lächelte vor mich hin. »Sollte das eine Einladung gewesen sein, Abbé?«

»Sieh es, wie du willst. Nur laß dir gesagt sein, daß ich dich schon gern hier in Frankreich hätte.«

»Ja, ich weiß.«

»Einverstanden?«

Drei Conollys nickten mir zu, weil sie die Dinge ebenso sahen wie der Templer. »Also gut, ich werde kommen. Mit der ersten Maschine, die nach Paris startet. Von dort fliege ich dann bis Toulouse und besorge mir einen Leihwagen. Aber das kennst du ja.«

»Richtig. Und es ist auch die beste Lösung. Wir warten auf dich, John, aber wir laufen auch nicht mit geschlossenen Augen herum. Bis morgen dann. Und grüße mir die Conollys.«

Es war ein langes Gespräch, aber es hatte sich gelohnt. In dieser Zeit hatte ich einiges erfahren, und es waren mir auch die Augen geöffnet worden.

»Jetzt willst du sicherlich wissen, was wir zu alldem meinen«, sagte Bill.

»Das wäre super.«

»Fahr!« sagte Sheila. »Das bist du dir und auch dem Abbé schuldig, finde ich.«

»Meine ich auch«, stimmte Bill zu.

Ich grinste. »Allein?«

Sheila hatte die Frage genau verstanden. »Denk daran, John, daß es nur dich etwas angeht. Bill hat mit einem de Valois nichts zu tun. Er ist auch kein Wiedergeborener.«

»Bist du dir sicher?« fragte Bill, und Johnny konnte sein Lachen nicht zurückhalten.

»Ich denke schon.«

Ich rutschte von der Schreibtischkante, blieb stehen und streckte mich. »Dann werde ich mich mal auf die Reise nach Frankreich vorbereiten.«

Jetzt hatte auch Johnny etwas zu sagen. »Eigentlich müßte John ja mich mitnehmen. Erst durch mich ist der Vampir erweckt worden. Ich kenne mich auch in der Umgebung aus.«

Sheila funkelte ihren Sohn an. »Ich habe das Gefühl, daß du deinen Vater überflügeln willst.« Sie schüttelte den Kopf. »Aber so haben wir nicht gewettet, mein Junge. Du bleibst hier und gehst zudem in die Schule. Soweit kommt es noch! Noch ein Geister Jäger in meinem Umfeld!«

»Wie siehst du mich denn?« fragte Bill.

»Als Reporter, Journalist, wie auch immer. Das ist wenigstens ein anstän-

diger Beruf.« Sie lächelte und schmiegte sich an ihren Mann.

»Da hörst du's«, sagte Bill. »Du hast eben einen unanständigen Beruf, John.«

»Das habe ich damit nicht gesagt«, erklärte Sheila, »aber was nicht ist, das muß auch nicht sein. Außerdem kannst du Suko mitnehmen. Dafür werdet ihr bezahlt.«

»Schon klar«, sagte ich und trank noch den Rest Rotwein aus dem Glas. »Eigentlich habe ich ja daran gedacht, in London zu bleiben. Na ja, dann kann man nichts machen.«

»Bei der Verwandtschaft«, sagte Bill grinsend.

Ich schaute ihn an, und meine Blicke verwandelten sich dabei in zwei scharfe Dolche ...

*

Jacques Montfour war schnell und schattenhaft, als er die enge Schlucht verlassen hatte. Der Blutgeruch hatte ihn gelockt, doch als er ins Freie trat, war kein Mensch zu sehen. Enttäuscht ballte er die Hände zu Fäusten. Er begriff nicht, daß er sich so geirrt hatte und wollte sich wieder zurückziehen, als er die Stimmen hörte. Ob nah oder weit, war in der Dunkelheit und in der Nacht nicht festzustellen, aber sie waren zumindest so nah, daß sie seine Ohren erreichten und er auch die Unterschiede feststellen konnte.

Da sprachen ein Mann und eine Frau. In der Stille wurden die Laute weit getragen und möglicherweise von der Wand als Echos zurückgeworfen, und die Gier des Blutsaugers steigerte sich.

Zwei Opfer zugleich, das war etwas.

Und eines davon eine Frau!

Während er sich auf den Weg machte, um nach der »Nahrung« zu suchen, schweiften seine Gedanken zurück in die Vergangenheit. Gerade die Frauen waren es gewesen, die stets auf ihn her

eingefallen waren. Es war dabei nicht wichtig, zu welchem Stand sie gehörten. Er schaffte sie alle. Von der Dienstmagd bis zur Grande Dame. Seine Art kam an. Er war der romantische Kavalier, mit dem eine Frau gern einmal die Fesseln der Ehe oder einer anderen Verbindung sprengte, um sich auf ein galantes Abenteuer einzulassen.

Er hatte es immer genossen, aber er hatte sich davor gehütet, von jeder seiner Gespielinnen das Blut zu trinken. Nur hin und wieder, wenn der Hunger besonders stark war, hatte er seinem Trieb nachgegeben und zugebissen.

Dann waren die oft stolzen Frauen zu seinen Bräuten geworden und hatten ebenfalls nach dem Blut der Menschen gegiert.

Was mit ihnen später passiert war, wußte er nicht. Sie konnten noch existieren, aber sie waren möglicherweise auch vernichtet worden, wenn sie den Menschen auffielen, denn zur damaligen Zeit glaubte man noch an die Existenz der Vampire. Ihr Dasein war dann in die alten Geschichten und Legenden mit eingeflossen, die sich bis in die heutige Zeit erhalten hatten.

Auch der Boden in der Umgebung des Felsens war mit hartem Gestein belegt. Er fand keine lockere Stelle. Die Steine bildeten Buckel, die er überspringen mußte, und er lief jetzt schneller, um so schnell wie möglich an das Blut heranzukommen.

Beim Herflug hatte er gesehen, daß es auch eine Straße gab, die hoch zu diesem Felsen führte. Keine Straße, die viel befahren wurde. Mehr eine staubige Schlange, die einen Teil der Landschaft durchschnitt. Der Blutsauger konnte sich vorstellen, daß sich die beiden Menschen dort aufhielten. Er mußte sich auch deshalb beeilen, weil sich die Nacht allmählich ihrem Ende näherte und die

Dunkelheit an Kraft verlor. Den Tag wollte er nicht im Freien verbringen, da mußte er sich an einem dunklen Ort verstecken und den Untergang der Sonne abwarten.

Nach wenigen weiteren Schritten geriet die Straße in sein Blickfeld. Aber er sah noch mehr, denn auf dem Boden verteilte sich schwacher Lichtschein.

Sofort blieb er stehen. Dann duckte er sich und stellte fest, daß sich das Gelände zur Straße hin senkte. Genau dort stand ein kleiner Transporter. Das Licht der Scheinwerfer brannte, der Schein verteilte sich auf der Fahrbahn, und der Blutsauger sah auch die beiden Menschen, die das Gefährt verlassen hatten und vor ihm in es hineinschauten.

Von einem Auto hatte er keine Ahnung. Auch nicht von einer hochgeklappten Motorhaube. Diese Welt war nicht nur neu für ihn, sie war ihm auch fremd.

Eines jedoch war geblieben - die Menschen!

Sie hatten sich nicht verändert. Sie trugen andere Kleidung, aber in ihren Körpern strömte nach wie vor das Blut, das für einen Vampir so ungemein wichtig war.

Er überlegte, ob er einen Angriff starten sollte. Noch zögerte er, obwohl er unruhig war und wieder mit den Händen über den rauen Fels scharfte.

Er hörte ihre Stimmen jetzt deutlicher, aber er wußte nicht, was die Worte genau zu bedeuten hatten.

»Starte mal«, sagte der Mann.

Die Frau nickte. Sie bewegte sich auf eine offene Tür zu. Dabei schritt sie durch das Licht der Straße. Für einen Moment konnte der Blutsauger sie genau erkennen und stellte fest, daß sie nicht nur hübsch, sondern auch recht jung war. Sie trug eine Jacke und eine Hose,

wie sie zur Zeit des Vampirs nur bei den Männern üblich gewesen war.

Die Frau stieg in den Kasten mit vier Rädern, der nichts mit einer Postkutsche zu tun hatte.

»Jetzt!« rief der Mann.

Ein völlig fremder Laut erreichte die Ohren des Blutsaugers. Ein Brummen und Knattern, wie er es nicht kannte. Der Kasten auf den vier Rädern zitterte, an seiner hinteren Seite bildete sich ein grauer Nebel, aber der Mann war zufrieden. Er klappte die Motorhaube zu und winkte dann der Frau.

»Wir fahren.«

»Wohin?« rief sie. Sie hatte sich nach draußen gebeugt. »Zum Markt oder wieder zurück?«

»Nein, zum Markt. Der steht es durch. Ich kann im Ort auch einen Fachmann fragen.«

»Dann beeile dich!«

Der Vampir hatte bisher zugeschaut. Er ahnte nur, daß die beiden ihm entzischen wollten, und das konnte er auf keinen Fall zulassen. Er brauchte das Blut. Er wollte stark werden, er wollte wieder so sein wie früher, und er nahm auch keine Rücksicht mehr.

Mit langen Sätzen lief er den flachen Hang hinab auf die einsame Straße zu. . .

*

Suzanne Petit war auf den Beifahrersitz gerutscht und strich ihr langes dunkelbraunes Haar zurück. »Das hätte uns gerade noch gefehlt, eine Panne in dieser Einsamkeit. Mann, ich bin vielleicht sauer gewesen.« Sie schüttelte den Kopf.

»Es geht ja wieder.«

»Was war es denn?«

Albert zuckte die Achseln. »Da hatten sich

nur einige Kontakte gelockert, das ist alles gewesen. Ich habe sie festgesteckt.«

»Hoffentlich fest genug.«

»Klar.«

»Wir sollten uns einen anderen Wagen kaufen, Al.«

Er lachte. »Von welchem Geld denn? Verdammt, das ist alles eine Scheiße. Die Preise sinken, und wir werden unsere Produkte nicht mehr los. Ich hasse die Wirtschaftslage. Die macht uns noch kaputt. Schau dich doch auf dem Markt um. Da werden die Waren zu Billigpreisen angeboten, und wir gehören zu den teuersten, weil wir selbst produzieren.«

»Dafür sind wir auch besser.«

Albert konnte nur lachen. »Sag das mal den Kunden, die so wenig Geld haben wie du.«

Suzanne senkte den Blick. Sie war eine hübsche, mollige Frau von 32 Jahren. Das Gesicht mit den vollen Wangen strahlte irgendwie mütterliche Wärme aus. Dazu paßten auch die Augen mit dem weichen Blick. Der volle Mund war zum Lächeln wie geschaffen, doch jetzt lagen die Lippen fest aufeinander.

»Warum fährst du nicht?«

»Weil ich nachdenke.«

»Aha. Worüber?«

Albert atmete tief ein. »Über deine Worte. Und darüber, daß viele Kunden aufs Geld achten müssen. Deshalb werden wir die Fahrt jetzt anders verlaufen lassen.«

»Wo willst du denn hin?«

»Erst mal nicht auf den Markt. Wir fahren zum Kloster.«

»B ... bitte? Nach Alet-les-Bains?«

»Ja.«

»Und warum das?«

»Weil wir dort was verkaufen können. Du weißt, daß die frommen Typen da uns schon immer etwas abgekauft haben. Sie... sie ... mögen unsere Waren,

weil sie eben knackfrisch sind.« Er schlug gegen das Lenkrad. »Sieh dir nur mal unsere Tomaten an. Die sind einfach super.«

»Da gebe ich dir ja recht. Trotzdem paßt mir das alles nicht so richtig.«

»Warum denn nicht?«

Suzanne hob eine Hand und bewegte sie hin und her. »Weil das sonst immer anders gelaufen ist.«

Der Motor lief, aber das störte Albert nicht. Er holte eine Zigarette aus der Schachtel und steckte sich das helle Stäbchen zwischen die Lippen. Im Licht der Feuerzeugflamme sah sein Gesicht heller aus als normal. Die Haut ließ darauf schließen, daß sich Albert oft im Freien aufhielt. Sie war natürlich gebräunt, und eigentlich fiel nur der blasse Oberlippenbart des Vierzigjährigen auf. Der Rauch quoll aus seiner Nase und kräuselte zwischen dem Ehepaar hoch.

»Verstehst du das nicht, Albert?«

»Nein.«

»Dann sage ich es dir. Wir haben früher immer angerufen und gefragt, ob etwas gebraucht wird. Wie sieht das aus, wenn wir bei denen plötzlich unangemeldet erscheinen?«

»Sie können nicht mehr als nein sagen.«

»Du willst also hin?« fragte Suzanne.

»Ja. Ich kann mir später noch das Gestöhne der Kunden darüber anhören, wie teuer alles ist.« Er ließ die Zigarette zwischen seinen Lippen kleben und fuhr an.

Auf der Ladefläche standen die Kisten und Kartons. Sie prallten zusammen, wenn der Wagen durch Schlaglöcher fuhr, aber Suzanne und Albert kannten dieses Geräusch. Sie störte es nicht.

Wohl aber der andere Schlag gegen die rechte Seite des Fahrzeugs. Da Su-

zanne dort saß, hatte sie den Laut deutlicher vernommen. Sie legte ihrem Mann die linke Hand aufs Knie. »Was war das?«

»Wie?«

»Dieser dumpfe Schlag.«

Er zuckte mit den Schultern. »Tut mir leid, aber ich habe nichts gehört.«

»Ich schon.«

Sie waren erst ein paar Meter gefahren, und Albert bremste wieder. »Was willst du?«

»Schau lieber nach. Kann sein, daß etwas mit der Ladung passiert ist. Denk daran, daß wir auch jede Menge Eier transportieren.«

»Die sind verstaut.«

»Bist du sicher?«

Albert verdrehte die Augen. »Du kannst nerven«, sagte er und öffnete die Fahrertür. Er schleuderte zuerst die Kippe ins Freie. Dann kletterte er nach draußen.

Nicht einmal hundert Meter weit waren sie gekommen, und den Motor hatte er auch nicht ausgestellt. Albert ging an seinem Auto vorbei, um an die Hecktür zu gelangen, die er geschlossen, aber nicht abgeschlossen hatte. Er brauchte nur den Griff zu drehen, um die Klappe öffnen zu können.

Dazu kam er nicht mehr.

Die Hand lag bereits am Griff, da hörte er hinter sich die Geräusche. Zuerst konnte er mit den Lauten nichts anfangen, deshalb blieb er auch sekundenlang stehen, aber die Geräusche wurden lauter, und das war für Albert eine Warnung.

Er drehte sich ruckartig.

Es war dunkel. Auch die Heckleuchten gaben so gut wie kein Licht. Sie strahlten nur noch seinen Körper an. Der andere aber kam aus dem Dunkel.

Es war ein Mann, der auf das Fahrzeug zurannte. Und er trug keine Schuhe.

Die Geräusche waren durch das Aufklatschen der nackten Füße entstanden.

Albert Petit bewegte sich nicht. Was sich da vor ihm aus der Dunkelheit löste, war ein Mensch, ein Mann, der völlig nackt war.

Das Gesicht war ebenso hell wie der Körper. Bei jedem Schritt schien es von einer Seite zur anderen zu tanzen. Albert überlegte. Der nackte Mann war unbewaffnet, aber die Art, wie er sich näherte, ließ auf feindliche Absichten schließen.

»Verdammt, was soll das?«

Der Mann war da.

Und er sprang!

Aus dem Lauf hervor hatte er sich abgestoßen. Es war ihm voll und ganz gelungen, Albert Petit zu überraschen. Er konnte nicht mehr ausweichen, und der Nackte prallte gegen ihn.

Im Wagen hörte Suzanne das Echo des Aufpralls und spürte auch, daß sich das Fahrzeug bewegte. Sie bekam plötzlich Angst, aber sie tat noch nichts, sondern blieb erst einmal sitzen.

Albert war mit dem Hinterkopf gegen die Hecktür gestoßen. Er riß seinen Mund auf, er fühlte sich benommen, und der Schmerz wühlte sich durch seinen Kopf. Vor ihm war die Gestalt aufgetaucht. Sie schien aus der Tiefe gekommen zu sein, und Albert sah zunächst nichts anderes als ihr verdammtes Gesicht.

Durch den weit geöffneten Mund war es zu einer gräßlichen Fratze geworden. Ihr konnte Albert einfach nicht ausweichen. Er mußte auf das Maul starren, und ihm fielen dabei die Zähne auf, die wie kleine, helle Messer aus dem Oberkiefer stachen.

Es ging ihm etwas durch den Kopf. Es war ein Vergleich, den er nicht glauben wollte.

Dann bewegte sich der Kopf auf ihn zu.

Wie er seinen Arm in die Höhe bekommen hatte, wußte er selbst nicht zu sagen. Jedenfalls hatte er es instinktiv geschafft, seine untere Gesichtshälfte zu schützen und auch den Hals. So konnte er durch die beiden Hauer nicht getroffen werden.

Er hörte den Angreifer jaulen. Es paßte ihm nicht, daß sein erster Angriff erfolglos war. Er hatte sich immer auf seine Kraft verlassen können, und jetzt das.

Er griff wieder zu.

Diesmal hebelte er sein Opfer in die Höhe. Albert wußte nicht, was mit ihm geschah. Er verlor den Boden unter den Füßen und stieß sich den Kopf am Wagen. Hände hatten sich in seine Jacke gekrallt, und Albert merkte, wie er zum Straßenrand hin gedreht wurde und noch immer keinen Kontakt mit dem Boden hatte.

Der Vampir ließ sein Opfer los und schleuderte es zugleich nach vorn, weg von der Straße.

Albert konnte nichts tun. Sein Schrei verhallte in der Dunkelheit. Er selbst wußte nicht, wohin er fiel, nur der Aufprall war verdammt hart.

Das trockene Gebüsch kratzte an ihm. Er spürte Schmerzen in seinem Rücken, die durch spitze Steine verursacht wurden. Über seine Gesichtshaut waren Zweige mit kleinen Dornen gerutscht, doch das war für ihn zweitrangig. Es zählte nur der Angreifer, und den mußte er loswerden.

Er sah ihn vor sich.

Der andere befand sich in hektischer Bewegung. Einer wie er mußte irgendwo ausgebrochen sein, denn die Wahrheit wollte Albert nicht akzeptieren, obwohl er die beiden Zähne gesehen hatte.

Der Nackte fiel auf ihn, und der

Aufprall war so hart, daß Albert die Luft geraubt wurde. Er roch den Körper, er schlug auch dagegen und traf trockene Haut, die sich anfühlte, als könnte man sie leicht zerreißen.

Er versuchte auch, die Beine anzuwinkeln und den Angreifer wegzustoßen, doch es gelang ihm einfach nicht. Das Gewicht des anderen drückte Alberts Unterkörper fest auf den harten Boden.

Wieder schwebte das Gesicht dicht vor seinem. In dem anderen malten sich helle und dunkle Flecken ab, Schatten, die wie Irrlichter über die Haut geisterten.

Die Angst war da.

Und die Angst verhalf ihm zu einem schrecklichen Schrei. . .

*

Genau den hörte auch Suzanne!

Bisher hatte sie sich nicht aus dem Fahrerhaus bewegt. Sie wußte überhaupt nicht, was sie unternehmen sollte. Einige Male hatte das Auto geschwankt, und sie hatte auch die dumpfen Geräusche gehört, mit denen die Karosserie malträtiert worden war. Danach waren andere Geräusche an ihre Ohren gedrungen, dumpfer und keuchender.

Im Fußraum an der Beifahrerseite lag ihre Waffe. Es war ein harter Gummiknüppel, den sie auf der Fahrt immer bei sich hatten. Ein paarmal schon hatte er ihnen gute Dienste erwiesen. Zumeist hatten sie damit Diebe vertreiben müssen.

Als sie ihn umfaßte, strömte eine gewisse Kraft durch ihren Körper. Auf einmal wußte sie auch, daß sie ihren Mann nicht da draußen allein lassen durfte. Sie hatte noch nichts Genaues gesehen, und sie wollte es jetzt.

Wuchtig rammte sie die Tür auf und sprang aus dem Wagen.

Zwischen dem Auto und dem Rand der Straße befand sich nur ein schmaler Streifen. Darauf spielte sich nichts ab. Dafür auf dem kargen und mit niedrigem Gestrüpp bewachsenen Boden. Suzanne sah nur die dunklen Umrisse eines gebogenen Körpers, der seinen Kopf bewegte. Ihr Mann war es nicht, denn der Körper des anderen sah so glatt aus, als trüge er keine Kleidung.

Über diese Anomalie dachte die Frau nicht länger nach. Sie war entschlossen, ihrem Mann zu helfen. So rannte sie hin.

Albert lag unter dem Nackten. Er kämpfte, doch er hatte keine Chance. Sein Gegner war einfach zu stark.

Suzanne schrie.

Sie mußte sich selbst Mut machen. Dann sprang sie über den Rand der Straße hinweg und schlug zu.

Mit dem Knüppel immer wieder auf den nackten gebogenen Rücken des Fremden, und auch jeden weiteren Schlag begleitete sie mit wilden Schreien.

Nach dem vierten oder fünften erst schien der Fremde etwas zu merken. Er drehte sich und schnellte zugleich in die Höhe, wobei er auch seinen Kopf in Richtung der Frau gedreht hatte und Suzanne zum erstenmal sein Gesicht sah.

Es war für sie ein Schock.

Trotzdem wunderte sie sich, daß sie noch in der Lage war, weiterhin zuschlagen zu können. Diesmal traf sie den Kopf und auch einen Teil der Stirn. Sie rechnete damit, das Brechen von Knochen zu hören, doch nicht mal ein Schrei verließ sein weit geöffnetes Maul. Sie sah nur die langen Zähne aus dem Oberkiefer ragen.

Ein Begriff schoß ihr durch den Kopf. Über ihn dachte sie nicht länger nach. Sie wollte ihren Mann freihaben, und sie trat wuchtig gegen den Hals und die Brust des Angreifers.

Der flog zurück, und er rollte sich dabei über die staubige Erde hinweg. Sie hätte jetzt nachsetzen können, aber sie war keine Heldin und befand sich auch nicht in einem Kinofilm. Hier herrschte die Wirklichkeit, und hier ging es vor allem darum, ihren Mann in Sicherheit zu bringen.

Der Angreifer war momentan mit sich selbst beschäftigt. Das hatte auch Albert gesehen und versuchte nun, sich aufzurappeln. Er stöhnte dabei. Etwas tat ihm sehr weh, und Suzanne packte zu. Sie zog ihn hoch. »Kannst du laufen?«

»Ja.«

Neben Suzanne und von ihr gestützt lief er her. Die Beifahrertür stand noch offen, so daß Suzanne ihren Mann in das Führerhaus des Wagens hineinschieben konnte. Als sie zu stark seinen Rücken belastete, stöhnte er auf.

»Es ist gleich vorbei!« machte sie ihm Mut.

Albert gab keine Antwort. Er litt unter den Qualen und hatte sich hart gegen die Rückenlehne des Sitzes gedrückt. Seine Mundwinkel zitterten, Blut sickerte aus kleinen Rißwunden über sein Gesicht hinweg. Suzanne wußte, daß sie von einem derartig geschwächten Mann keine Hilfe erwarten konnte, und ihr war zugleich klar, daß es noch nicht vorbei war.

Suzanne kletterte nicht über ihren Mann hinweg, um auf die Fahrerseite zu gelangen. Sie knallte die Beifahrertür zu und warf noch einmal einen Blick nach hinten. Der Angreifer hatte bestimmt nicht aufgegeben. Dieser Nackte war wie eine Bestie.

Sie rannte an der Kühlerschnauze des Fahrzeugs vorbei. Zum Glück war die Fahrertür auch nicht abgeschlossen worden. Suzanne kletterte hastig in das Fahrerhaus und zog die Tür zu.

Zum Glück lief der Motor noch. Hätte sie das Fahrzeug erst noch starten müssen, wäre sie möglicherweise in des Teufels Küche gekommen. So aber konnte sie anfahren.

Der Blick in den Außenspiegel. Dann der in den Innenspiegel. Sie tat beides, während sie startete, und sie sah keinen Menschen auf der düsteren Straße hinter sich. Der andere schien sich von den Schlägen noch nicht erholt zu haben. Sie wunderte sich darüber, wie er sie hatte verkraften können. Ein normaler Mensch wäre längst schreiend und unter großen Schmerzen zusammengebrochen.

Der hier war nicht normal. Das hatte auch nichts damit zu tun, daß er nackt durch die Nacht lief. Es mußte etwas anderes damit dahinterstecken. Nur war Suzanne Petit leider nicht in der Lage, dies zu erfassen. Sie hatte das Gesicht gesehen. Das offene Maul und auch die beiden unnormalen Zähne.

Natürlich kannte sie Vampire. Aus Filmen, aus irgendwelchen Publikationen. Aber, so etwas waren Erfindungen und hatte mit der Wirklichkeit nichts zu tun.

Suzanne fuhr etwas zu schnell und hastig an. Der Wagen bockte, und dann hörte sie noch das schlimme Geräusch, mit dem die Reifen über den Belag radierten. Für einen Moment malträtierte es ihre Ohren und schien sich auch hinein in ihr Gehirn zu fressen.

Der Transporter schleuderte nicht, er schlingerte nur etwas, als Suzanne ihn auf die Straßenmitte lenkte. Sie starrte den gelben Teppich an, den die Scheinwerfer in die Dunkelheit bohrten, und das Licht kam ihr plötzlich viel zu

schwach vor. Irgendwie fürchtete sie sich vor der tiefen Dunkelheit. Aus diesem Grunde stellte sie das Fernlicht an.

Weg! schoß es durch ihren Kopf. Ich bin weg. Sie lachte plötzlich laut auf und warf ihrem Mann einen Blick zu. Den ersten nach dem Einsteigen. Albert hatte verdammt viel einstecken müssen, und es ging ihm nicht eben prächtig.

Dennoch hatte er sich wieder gefangen und war damit beschäftigt, sich das Blut aus dem Gesicht zu wischen. Er erkannte auch die Sorge in den Augen seiner Frau und nickte knapp. »Ich glaube, es geht schon wieder.«

»Prima.«

»Hast du mich da rausgeholt?« fragte er.

Suzanne starrte durch die Windschutzscheibe. »Ja, ich mußte den Knüppel nehmen.«

»Danke.«

Die Frau schluckte und zog die Nase hoch. Albert konnte wegen der schwachen Innenbeleuchtung nicht sehen, daß sie rot geworden war und ihre Augen feucht schimmerten. Sie schnitt ein anderes Thema an. »Bleibt es dabei, daß wir nach Alet-les-Bains fahren?«

»Ja, warum nicht? Was sollte uns daran hindern?«

»Du bist gut, Al. Dich hat man geschlagen, du bist verletzt und blutest. Wer weiß, ob du innere Verletzungen davongetragen hast. Du meinst, du hast Glück gehabt, aber so sicher ist das für mich nicht.«

»Aber für mich.«

»Warum?«

»Weil ich es schon probiert habe.« Er bewegte sich jetzt nach rechts, der Tür zu. »Ich kann frei atmen, ohne daß ich zu große Schmerzen habe.«

»Aber du hast welche?«

»Nur geringe.«

Sie glaubte ihm das nicht und hackte auf dem Thema nicht weiter herum, weil sie ihren Mann kannte. Er mochte alles andere sein, aber wehleidig war er nicht.

Es war eine einsame Strecke, die sie immer fuhren, und es herrschte so gut wie kein Verkehr. Auch die Touristen, die oft mit Bussen in diese Gegend gefahren wurden, waren erst später unterwegs. Um diese Zeit gehörte ihnen die Straße allein.

Albert übernahm wieder das Wort. Seine Stimme klang angestrengt, als er fragte: »Hast du den Nackten gesehen?«

»Und ob.«

»Auch genau?«

»Wie meinst du das?«

Albert Petit winkte müde ab. »Egal. Kann auch sein, daß ich mich geirrt habe. Das war ein Verrückter, der irgendwo ausgebrochen ist. Ein Psychopath oder so. Man liest es ja oft. Je älter die Welt wird, um so mehr Durchdreher gibt es. Irgendwann kracht alles zusammen.« Er zog die Nase hoch. »Kann sein, daß auch ich mir den ganzen Mist eingebildet habe. Ich war ja nicht mehr ganz da.«

»Ich habe ihn gesehen, Al!« Suzanne hatte mit sehr ernster Stimme gesprochen. Ebenso ernst war sie auch bei der Sache und konzentrierte sich aufs Fahren.

»Sag es jetzt!«

»Den Vampir!« Suzanne hatte lange überlegt, ob sie die Wahrheit sagen sollte. Es war jetzt geschehen. Sie hatte es hinter sich, und sie fuhr plötzlich langsamer, ohne es so recht zu wollen. Es war ihr auch lächerlich vorgekommen, so etwa zu sagen, doch Al hütete sich davor, zu lachen.

Statt dessen sagte er: »Du also auch?«

Suzanne schüttelte den Kopf, als könnte sie es selbst nicht glauben. Aber ihre Worte standen im Gegensatz zur Bewegung. »Ja, mein Lieber, ja, ich habe ihn gesehen. Ich habe sein Maul erkannt, seine Zähne darin, es ist alles so wie man es sich immer vorstellt. Jetzt frage ich dich allen Ernstes. Können wir hier von einem Vampir überfallen worden sein? Ist das möglich?«

Al wand sich um die Antwort herum. Er richtete sich auf einen faulen Kompromiß ein. »Ein Scherz, würde ich sagen. Aber ein verdammt mieser.«

»Nein, nein, so darfst du das nicht sehen. Ich glaube nicht, daß sich da jemand einen Scherz erlaubt hat. Er wollte uns. Vampire leben vom Blut anderer. Ist doch klar, daß die Zähne in unsere Hälse gehackt werden sollten...«

»Hör auf, Suzanne. Ich kann nicht mehr. Das ist für mich so irre.« Albert hob die Arme an und preßte die Hände seitlich gegen den Kopf. »Da komme ich nicht mit. Das gehört alles in das Reich der Fabeln oder Märchen.«

»Glaubst du.«

Er hustete in die hohle Hand. »Gut, wir haben ihn gesehen. Es war ein Vampir. Er hat uns angegriffen. Und wie geht es jetzt weiter? Was können wir tun? Mit wem sollen wir über alles reden? Wir müssen doch sprechen, Suzanne. Ich zumindest kann das nicht für mich behalten. Wir müssen uns Rat holen.«

»Bei wem? Wer glaubt schon an Vampire?«

»Laß den Spott, Suzanne. Wir müssen jetzt daran glauben. Ich denke, daß wir bei den Leuten in Alet-les-Bains nicht auf taube Ohren stoßen werden.«

»Die Mönche«, sagte Suzanne leise. »Nicht schlecht, Al. Ich kenne sie zwar nicht besonders gut, aber sie waren

immer korrekt und freundlich zu uns. Es sind Männer, die mit offenen Augen durch die Welt gehen. Templer, etwas ungewöhnlich, wenn ich ehrlich sein soll, aber durchaus vertrauenswürdig.«

»Wenn du das so siehst, bin ich zufrieden.«

»Was ist denn deine Meinung, Al?«

»Ich habe mir darüber nie viele Gedanken gemacht. Ich war nur froh, wenn sie gezahlt und uns die entsprechenden Waren abgenommen haben. Alles andere interessierte mich nicht.«

»Wir werden mit ihnen reden!« bestimmte Suzanne. »Ich kann mir nicht denken, daß sie uns abweisen.«

Albert lachte heiser. »Auf der anderen Seite wäre es besser, wenn wir ihnen den Beweis präsentieren könnten. Den Vampir, der uns angegriffen hat.«

»Da hättest du ihn schon pfählen müssen.«

»Hör auf damit. Ich bin nicht im Kino.«

»Weiß ich. Aber manchmal ist die Wirklichkeit viel aufregender und gefährlicher.«

Alfred hustete wieder. »Es zählt jetzt nur, daß uns die Flucht gelungen ist. Stell dir mal vor, er hätte unser Blut getrunken! So wie man es oft gesehen und gelesen hat. Spitze Zähne in den Hals schlagen und so. Da wäre ich ja durchgedreht. Das hätte mir auch keiner geglaubt. Und wenn alles stimmt, was man sich erzählt, wären auch wir zu Blutsaugern geworden und hätten ebenfalls andere Menschen angegriffen.«

»Bitte, hör auf!«

»Ist doch so!«

Suzanne gab keine Antwort mehr. Sie schaute nach vorn und folgte mit ihren Blicken den Lichtern der Scheinwerfer, die das graue Band der Straße aus der Dunkelheit rissen. Die

Umgebung war noch immer in der Einsamkeit versunken. Im Juni wäre schon längst der Morgen durchgekrochen mit all seiner Lichtfülle. Zum Ende des Monats September aber war es um diese Zeit finster.

Es würde nicht mehr lange dauern, bis sie die Straße erreichten, die auch nach Alet-les-Bains führte. Dann waren sie nicht mehr so allein, denn dort herrschte Betrieb.

Noch hatten sie das Gefühl, ganz allein auf der Welt und dabei von einer dumpfen Bedrohung umgeben zu sein. Jetzt hätte ihnen nur noch das plötzliche Auftauchen des Vampirs gefehlt, und zumindest Suzanne wunderte sich darüber, daß der Blutsauger so schnell aufgegeben hatte. War es tatsächlich auf ihren Angriff zurückzuführen?«

Ihren Mann Albert quälten die gleichen Gedanken, denn er fragte: »Wo er jetzt wohl steckt?«

»Keine Ahnung.«

»Tot ist er nicht?«

»Nein, man kann ihn wohl nicht erschlagen.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich will auch nicht mehr darüber reden, AI. Ich will diese verdammte Sache einfach vergessen. Ich mag es nicht mehr hören. Ich freue mich, wenn die Sonne aufgeht. Der Tag soll ja schön werden. Mit viel Sonne.«

»Die brauchen wir auch. Da hat ein Vampir keine Chancen. Das weiß ich genau.«

Es wurde wieder still zwischen dem Paar. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, und Suzanne fuhr auch wieder schneller, obwohl die Strecke jetzt enger wurde. Serpentinartig drehten sich die Kurven dem Grund einer Talschüssel entgegen. Genau dort würden sie auf die Straße nach Alet-les-

Bains treffen. Da konnten sie dann auch Gas geben.

Beide hörten das Geräusch!

Es war ein Schlag mit einem dumpfen Echo gewesen, der den Wagen getroffen hatte. Das Auto war nicht erschüttert worden, aber beide horchten auf.

Suzanne mußte sich voll konzentrieren. Sie schaltete herunter und fuhr in die erste Kurve hinein, in der das grelle Licht die Seiten außerhalb der Fahrbahn anmalte.

»Das war oben!« flüsterte Albert.

»Ja.«

Er wollte etwas sagen, aber Suzanne schüttelte den Kopf. »Bitte, AI, sag jetzt nichts. Halte dich zurück. Tu mir den Gefallen. Ich weiß selbst, was da passiert sein kann. Wir fahren einfach weiter. Ist das gut so?«

Albert wollte antworten, aber die nächste Aktion macht ihm dies unmöglich. Wieder traf ein Schlag das Dach des Transporters. Diesmal mit mehr Wucht und wesentlich härter. Der Wagen schleuderte nicht, denn Suzanne hielt ihn in der Spur. Sie wußte, daß es jetzt auf sie allein ankam. Und sie wußte auch, daß sie sich ein Kuckucksei ins Nest gelegt hatten. Es gab ihn noch. Diese Schläge stammten nicht von irgendwelchen Zweigen oder Ästen, die weit über die Straße hinweg hingen. Da mußte sich etwas Lebendiges auf dem Dach gehalten haben.

Albert schwieg ebenfalls. Er hatte sich gegen die Tür gedrückt und sich so gedreht, daß er schräg nach oben schauen konnte. Er wartete darauf, daß erneut etwas geschah, aber auf dem Wagen tat sich nichts mehr.

Suzanne fuhr konzentriert. Sie lenkte den Transporter in die nächste Kurve hinein. Sie war sehr eng, und die Frau ging sie bewußt schneller an als gewöhnlich. Sie wollte auch, daß ihr

Auto leicht ins Schleudern geriet. Unter Umständen konnte sie die Fracht auf dem Dach damit loswerden.

Fast wäre sie zu schnell gewesen. Das Fahrzeug brach mit dem Heck leicht aus, und im ersten Schreck tat Suzanne nichts. Wenig später gelang es ihr durch gegensteuern, das Auto wieder in die normale Spur zu bekommen.

Auf dem Beifahrersitz stieß Albert zischend den Atem aus. »Das war verdammt knapp.«

»Ging gerade noch.« Suzanne fuhr langsamer. Die nächste Kurve tauchte auf, überflutet durch das grellweiße Fernlicht.

Wieder erwischte es das Dach!

Diesmal weiter vorn. Beide glaubten schon, die Frontscheibe zittern zu sehen, und einen Moment später rutschten zwei Schatten von oben herab über die Scheibe.

Es waren die Krallen des Vampirs!

*

Keiner schrie. Beide hatten sich in der Gewalt, aber Albert mußte etwas sagen und sich Luft verschaffen. »Fahr weiter, Suzanne! Bitte, fahr weiter! Nicht anhalten, nicht. . .«

Sie sagte nichts. Aber die Angst war in ihr hochgeschossen. Sie empfand sie als Lohe, die ihr Gesicht rötete und es brennen ließ.

Wie angeleimt wirkten die beiden Krallen außen vor der Scheibe. Sehr genau zeichneten sich die langen Finger ab. Die nackten Arme wirkten dabei wie graue Stöcke, und der Blutsauger gab keinesfalls auf. Wie er dort oben die Balance trotz der Kurven-Fahrerei behielt, das war Suzanne ein Rätsel.

Wieder fuhr sie in eine Kurve hinein. Diesmal in eine Linkskurve. Dabei be-

schleunigte sie und bremste dann stark.

Wieder radierten die Reifen über den Belag. Der Wagen schleuderte, genau das wollte sie auch, aber sie wollte nicht, daß er kippte und über die Straße rutschte. Dann hätte der Vampir gewonnen, der weiterhin auf dem Dach lag.

Aber er wurde bewegt. Seine Hände und die nackten Arme schlangen auf der Scheibe kratzend hin und her. Suzanne schaute durch die Lücke nach vorn. Sie sah den Rand der Straße und die dahinterliegenden Bäume wie tanzende Gegenstände von einer Seite zur anderen zu schwingen. Al und sie wurden durchgeschüttelt. Suzanne schrie auf, bevor sie das Lenkrad wieder in eine andere Richtung kurbelte.

Zum Glück schaffte sie es, den Vampir aus ihren Gedanken zu verbannen. In solchen Situationen wuchs sie über sie selbst hinaus. Sie konzentrierte sich nur auf das eine, das allein so wichtig war. Flüchten, entkommen.

Wieder erschien vor ihnen eine Kurve. Die Frau nahm sie mit einer leicht überhöhten Geschwindigkeit. Sie hörte nicht auf die Warnung ihres Mannes und tat dann das, was sie sich in den letzten Sekunden vorgenommen hatte.

Ob Vampir oder Mensch, gewissen Gesetzen der Physik mußten beide folgen. Etwas anderes kam für sie nicht in Frage, und deshalb probierte sie es am Ende der Kurve aus.

Sie trat voll die Bremse!

Und sie hatte Erfolg!

Plötzlich kippte ein Körper vom Dach her nach vorn. Es sah aus wie ein nacktes und kahles Tier, das so viel Schwung besaß, daß es ziemlich weit in das Licht hineinglitt, sich noch einmal überschlug und dann mit dem Kopf zuerst auf dem Boden aufprallte, bevor

der Schwung die Gestalt weitertrieb und sie über die glatte Fahrbahn rutschen ließ.

Jeder normale Mensch wäre fertig gewesen. Verletzt, schwer erschüttert. Nicht aber dieser Nackte, der den Schwung des Aufpralls sogar noch ausnutzte, sich ein paarmal überrollte und danach aus der eigentlichen Bewegung hervor wieder auf die Beine kam, wobei er dann im grellen Licht stehenblieb.

Suzanne und Albert konnten ihn sehen. Jedes Detail. Er wirkte wie abgemalt. Obwohl sie schon gegen ihn gekämpft hatten, kam er ihnen wie neu vor. Diese schreckliche Laune der Natur war einfach furchtbar, und beide wußten, daß sie den Anblick nicht vergessen würden. Da stand eine Gestalt mit langen, grauen Haaren und einer blassen Haut, die das scharf geschnittene Gesicht bespannte. Sie sahen helle Augen, was nicht am Fernlicht lag, denn die leuchteten von innen.

Die Beine, die Arme, die langen Hände - all das wirkte so verdammt normal. Dabei hätte er sich beim Aufprall etwas brechen müssen, aber danach sah es nicht aus.

Beide fürchteten sich.

Beide saßen starr auf ihren Plätzen.

Und beide konnten sehen, daß der Vampir noch immer ihr Blut wollte. Zumindest deutete er das an, als er seinen Mund weit aufriß. Er präsentierte seine beiden oberen Zähne. So sahen kleine weiße Messerspitzen aus.

»Wenn er kommt, sind wir verloren!« Flüsterte Al.

»Ich weiß.«

»Was sollen wir tun?«

Suzanne schwieg. Sie begann zu zittern. Sie erlebte jetzt den Schock. Zu lange schon hatte sie die Nerven behalten müssen, nun strömten die Tränen.

»Ich kann nicht mehr .. «

»Du mußt, Suzanne.«

»Ja, ja ... «

»Verdammt, wir müssen fahren!« schrie Albert. »Wir müssen weg von hier! Wir müssen ihn überfahren. Wir müssen ihn einfach platt machen. Es gibt keine andere Möglichkeit! Los, mach schon!«

Suzanne war vom Schreien ihres Mannes wieder hochgeschreckt. Plötzlich bemerkte sie die Stille um sich herum.

»Der . . . der . . . Motor«, flüsterte sie kaum verständlich. »Er ist ausgegangen . . . «

Albert schloß für einen Moment die Augen. Jetzt hätte er am liebsten geschrien. »Trotzdem, Suzanne, starte!«

»Ja.«

Zwei zittrige Finger umfaßten den Zündschlüssel. Es war eine Kleinigkeit den Transporter in Gang zu bringen - normalerweise. Aber sie mußten auch an die verdamnte Panne denken, die sie gehabt hatten, und ein erneuter Start mußte nicht gleich klappen.

»Lieber Gott!« flüsterte Suzanne wie ein kleines Kind. »Laß es geschehen. Laß uns hier wegkommen - bitte.«

Sie versuchte es.

Albert saß angespannt und wie versteinert auf seinem Platz. Er konnte nur die beiden Finger sehen, die den Zündschlüssel umfaßt hatten. Er sah auch, wie er gedreht wurde, und jetzt hätte das Geräusch kommen müssen, auf das sie beide warteten.

Es kam.

Aber nur zur Hälfte!

Ein Tuckern war zu hören, vermischt mit einem ungewöhnlichen Kratzen. Unter der Motorhaube orgelte etwas, und Suzanne verlor die Nerven. »Ich dachte, du hättest die Kontakte wieder befestigt!«

»Habe ich auch. Sie können sich durch die Fahrerei wieder gelöst haben.«

Suzanne versuchte es weiter. Der Schlüssel drehte sich im Schloß, aber der Anlasser orgelte nur, und der Motor sprang nicht an.

»Ich schaffe es nicht, Al!«

»Mach weiter!«

In diesem Moment setzte sich der Vampir in Bewegung. Die nackte Gestalt hatte eiskalt abgewartet, wie jemand, der genau nach einem Plan vorging.

Er ging durch das grelle Licht wie ein Außerirdischer, der soeben sein gelandetes Raumschiff verlassen hatte. Nichts hielt ihn auf. Er war der King, er herrschte hier, und sein Mund war weiterhin aufgerissen.

»Uns bleiben nur Sekunden!« keuchte Al.

»Ich weiß!«

»Sind die Türen zu?«

»An der Heckseite nicht!« Suzanne versuchte es weiter. Sie löschte das Fernlicht, um die Batterie zu schonen. Dunkelheit umgab sie.

Wieder drehte sie den Schlüssel. Das harte Schlagen ihrer Herzen schien sogar das Geräusch des Anlassers zu übertönen.

Aber diesmal hörte es sich anders an.

»Er kommt, Suzanne. Verdammte, er kommt!« Albert schrie und lachte zugleich. »Das ist Wahnsinn. Mach weiter - vorsichtig. Du weißt schon, du weißt es. Du kannst es ...«

Suzanne schrie auch. Sie jubelte, denn plötzlich lief der Motor rund. Und sie schaltete zugleich wieder das grelle Fernlicht ein.

Es traf den Vampir.

Nahezu brutal wurde die Gestalt aus der Dunkelheit gerissen. Obwohl die Gestalt den beiden bekannt war,

wirkte sie auf sie wie ein Fremdkörper.

»Fahr, fahr!«

Sie versuchte es. Was immer gelang, geschah hier diesmal nicht. Der Wagen bockte und erhielt dann aus dem Unsichtbaren einen Stoß, der ihn nach vorn katapultierte.

Der Blutsauger hätte noch ausweichen können, doch er wurde erwischt. Sie hörten den Aufprall des Körpers. Dann sahen sie, wie die nackte Gestalt nach hinten geschleudert wurde. Die Wucht des Stoßes trieb sie auf den Asphalt.

»Jetzt aber!« kreischte Al. Seine Stimme klang hysterisch.

Suzanne fuhr. Sie kam sich nicht einmal gnadenlos vor und dachte auch nicht daran, daß sie zu einer Mörderin werden können. Diese Bestie auf zwei Beinen hatte sie töten wollen, und sie würden das gleiche mit ihr versuchen.

Diesmal bockte der Transporter nicht. Sie konnte fahren. Zumindest ein Vorderreifen würde den Unheimlichen erwischen und ihn endgültig zermalmen.

Der rechte vielleicht.

»Gib Gas!«

Der Reifen war da. Beide sahen es überdeutlich im grellen kalten Licht. Er hätte die Person jetzt überrollen müssen, aber der Nackte war wie ein Katze.

Er rollte sich im letzten Moment zur Seite und nutzte den Schwung aus, um in die Höhe zu schnellen. Er lag in der Luft, als er auf den Straßenrand zu hechtete. Sein Körper hatte sich noch gekrümmt, als wollte er sich erneut Kraft geben. Vielleicht wurde er noch von einem Rad gestreift, aber da waren sich beide nicht sicher. Jedenfalls erwischten sie ihn nicht so, wie sie es sich vorgestellt hatten. Er konnte ihnen entkommen, und nur der Luftzug

wehte ihm noch die Haare in die Höhe. Im nächsten Augenblick war er aus ihrem Sichtbereich verschwunden. Auch Albert Petit sah ihn nicht mehr, obwohl er angespannt nach rechts spähte. Die Straße lag ohne Hindernisse wieder vor ihnen, und sie brauchten nur noch wenige Kurven zu fahren, um die Einmündung zu erreichen.

Suzanne lenkte wie in Trance. Sie sagte auch nichts mehr. Ihr Gesicht wirkte wie eine Maske.

»Wir . . . wir . . . haben es geschafft, Suzanne! Wir haben es geschafft, verdammt!«

»Ja«, flüsterte sie nur, »ja ...«

»Er kommt auch nicht zurück. Er ist ein verdammt Alptraum gewesen. Doch der ist jetzt vorbei. Hörst du?«

»Bitte sag jetzt nichts mehr!«

Das wollte Albert nicht. Er sah schon, daß seine Frau Schwierigkeiten hatte, den Transporter zu fahren. Für beide war die letzte halbe Stunde entsetzlich gewesen. Einen derartigen Horror hatten sie noch nie in ihrem Leben erlebt.

»Fahr rechts ran, Su!«

Sie widersprach nicht. Im letzten Augenblick schaffte sie es noch, dann überkam sie ein Weinkrampf, und sie brach über dem Lenkrad zusammen.

Albert stieg aus. Er fror. Er zog die Schultern hoch und schaute die Straße zurück.

Nein, da bewegte sich nichts mehr. Der Vampir schien aufgegeben zu haben, aber Albert stellte sich noch immer die Frage, wie er sich auf dem Dach des Transporters so lange halten können. Mit normalen Kräften war das nicht möglich.

Daß sich ein Vampir auch in eine Fledermaus verwandeln konnte, kam ihm nicht in den Sinn.

Albert öffnete die Fahrertür. Seine Frau hatte sich wieder normal hingelegt, und sie wußte auch, was sie zu tun hatte. Sie rutschte auf den Nebensitz, während Albert den Platz hinter dem Lenkrad einnahm.

»Wohin?« fragte er.

»Zu den Mönchen - bitte. Und jetzt erst recht.«

»Das meine ich auch, Su!«

Diesmal sprang der Motor ohne Schwierigkeiten an . . .

*

Paris-Toulouse - dann der Leihwagen. Es hatte alles so geklappt, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich hatte mir einen Renault Clio geholt, der recht schnell und wendig war. Das Ziel und damit die Strecke kannte ich gut. Alles war beinahe schon für mich zu einer zweiten Heimat geworden, und so konnte ich auf der Fahrt meinen Gedanken freien Lauf lassen.

Von Sir James hatte ich das Okay für die Reise bekommen. Suko allerdings war in London geblieben, ebenso Bill Conolly. Obwohl er ziemlich sauer gewesen war. Wie ich ihn kannte, war es auch möglich, daß er seinen Vorsatz änderte und plötzlich auch in Alet-les-Bains auftauchte. Bei ihm war man vor Überraschungen nie sicher.

Noch stand nichts Genaues fest. Ich hatte weder einen Vampir gesehen noch war ich persönlich angegriffen worden. Aber Johnny Conolly war kein Spinner, und wenn alles stimmte, was die Chroniken über diesen Jacques Montfour schrieben, dann war er genau das blutgierige und gefährliche Monstrum, mit dem ich rechnete.

Wichtig für mich war auch der Kontakt zu meinen Templer-Freunden gewesen. Daß dieser Montfour ein Ver-

wandter des Hector der Valois sein sollte, daran hatte ich auch jetzt noch zu knacken. Wenn es tatsächlich stimmte, dann mußten sie sich gehaßt haben wie Feuer und Wasser, aber es war Hector leider nicht gelungen, ihn restlos zu vernichten. Wenn man es ganz brutal sah, hatte Montfour sogar letztendlich gewonnen, denn er existierte noch, im Gegensatz zu de Valois, der in der Gestalt des silbernen Skeletts an der Bundeslade zerschmolzen war.

Möglicherweise konnte ich jetzt, über zweihundert Jahre später, Montfour endgültig vernichten, denn jetzt besaß ich das Kreuz, auf das auch schon Hector der Valois gesetzt hatte.

Da die Flugverbindungen gut geklappt hatten, würde ich auch pünktlich in Alet-les-Bains sein, eine der historischen Templer-Stätten im Süden Frankreichs. Auch ich besaß eine Verbindung zu diesem Gebiet, denn mein Name stammte ursprünglich aus Frankreich. Da hatte er noch St. Clair geheißten. Später waren dann die St. Clairs nach Schottland ausgewandert, aber auch über den großen Teich in die Vereinigten Staaten.

Das Wetter hier im Süden war besser als das in London. Es regnete nicht, es war auch nicht so kühl, und am Himmel schwebten nur wenige Wolken.

Aber die Luft roch bereits nach Herbst. Sie floß durch die Lücke im Dach und umspielte mein Gesicht. Der sommerliche Geruch war verschwunden, die große Hitze und der Staub ebenfalls. Zwischendurch hatte es auch hier geregnet, und so hatte die Natur wieder bekommen, was sie nach dem trockenen Sommer auch brauchte.

Ich war gespannt auf den neuen Fall, aber ich freute mich auch darauf, meinen alten Freund Abbé Bloch wiederzusehen. Er war ebenso ein Kämpfer

wie Marek, der Pfähler, der noch immer seine Todfeinde, die Vampire, jagte.

Hätte er gewußt, um welchen Fall ich mich kümmern wollte, wäre er sofort von Rumänien nach Frankreich geflogen.

Felder mit herrlichen Sonnenblumen verwöhnten meine Augen. Es gefiel mir, durch diese herbstliche Landschaft zu fahren. Ich schaffte es auch, die Gedanken an den eigentlichen Grund meines Besuches zu verdrängen und mich auf den Anblick der Natur zu konzentrieren.

Schließlich lag Alet-les-Bains vor mir. Das weite Tal, der kleine Ort mit seinen Gassen und alten Häusern, der allerdings auch immer wieder von Touristen besucht wurde, weil er sich eben in einer sehr geschichtsträchtigen Gegend befand, die durch zahlreiche Buchveröffentlichungen in den Blickpunkt der Öffentlichkeit geraten war. Hier hatten die Templer eine Heimat gehabt. Hier war es auch um den Teufel und den Tod gegangen und ebenfalls um einen Templer-Schatz, der noch immer nicht gefunden worden war und durch Legenden und Geschichten als Hauptthema gestierte.

Von Norden her fuhr ich in den Ort ein. Noch auf der Höhe hatte ich einen Blick auf das nicht weit entfernt liegende Felsmassiv werfen können, in dem sich auch die Kathedrale der Angst befand. Eine enge Schlucht, an deren Ende der jetzt leere Sarg des Hector de Valois noch immer stand.

Das Licht war sehr hell, und ich hatte meine Sonnenbrille aufgesetzt. So wirkte ich eher wie ein Tourist, der gekommen war, um die Gegend zu besichtigen.

Der Stützpunkt der Templer lag praktisch am Beginn des Orts. Als strategisch günstig. Man mußte sich darun-

ter kein mächtiges Kloster vorstellen. Wer den flachen Bau sah, war vielleicht enttäuscht. Nur eine Etage, das flache Dach, auf dem die Antennen standen und jetzt im Licht der Sonne blitzten. Das Haus war noch hinten durch einige Anbauten erweitert worden. Sie waren nicht so leicht von außen her zu erreichen, weil sich an der Seite eine recht hohe, helle Mauer hinzog.

Ich fuhr bis vor den Haupteingang.

Der Abbé hatte von irgendwelchen Wächtern oder Aufpassern gesprochen, doch die bekam ich nicht zu Gesicht, als ich ausstieg. Statt dessen wurde die Tür geöffnet, und ein alter Bekannter trat lächelnd ins Freie. Es war Godwin de Salier, ebenfalls ein Templer, aber ein Mann, den wir aus der Vergangenheit geholt hatten, in die es uns zu den Zeiten der Kreuzzüge verschlagen hatte. Er lebte schon seit geraumer Zeit bei den Templern hier in Alet-les-Bains und hatte sehr schnell gelernt und sich auch perfekt der neuen Zeit angepaßt.

Zuletzt war ich ihm auf Mallorca begegnet, als es um ein geheimnisvolles Templer-Kreuz gegangen war, das letztendlich vernichtet worden war, weil es vielen Menschen Unglück gebracht hatte.

De Salier war der Typ Winkinger. Groß, kräftig, blond, mit blauen Augen. Auf seinem sonnenbraunen Gesicht lag ein herrliches Lächeln, als er mir entgegening und mich schließlich umarmte.

»Willkommen in deiner zweiten Heimat, John«, sagte er und schlug mir auf die Schulter.

»So sehe ich es beinahe auch schon.«

»Komm rein. Der Abbé wartet bereits. Hat mit der Flugverbindung alles gut geklappt?«

»Ja, sonst wäre ich nicht hier.«

Nebeneinander gingen wir auf den offenen Eingang zu. De Salier sah nicht aus wie ein Templer, weil er auch nicht deren typische Kleidung trug. Also keine Kutte mit dem typischen Kleeblatt-Kreuz, das an seinen Enden so zackig war.

Eine sandfarbene Hose, braunen Schuhe, ein weißes sportliches Hemd mit Schulterklappen. So sah er aus wie ein Feriengast, der die Herbstsonne genießen wollte.

»Du weißt, weshalb ich gekommen bin?« fragte ich.

Godwin nickte. Er hielt mir die Tür auf. »Ja, der Abbé hat mich eingeweiht.«

»Was sagst du?«

»Ich glaube fest daran, daß es diesen Montfour gibt.«

»Das klang sicher.«

»Es ist auch sicher, John.«

»Ach. Und wieso...?«

Er lächelte geheimnisvoll. »Das wird dir der Abbé sagen. Er hatte extra auf sein Essen am Mittag verzichtet und wartet auf dich in seinem Büro. Dort will er mit dir allein sprechen.«

Godwin de Salier war ein ruhiger Mensch, der seine Kraft aus dem Innern schöpfte. Er hatte es nicht nötig, sich in den Vordergrund zu spielen oder zu übertreiben. Sein Wort hatte bei den Templern Gewicht. Ich konnte mir vorstellen, daß ihn der Abbé zu seinem Nachfolger krönen würde.

Den Weg zum Büro des Abbé kannte ich. In den Fluren und Räumen war es stets kühl. Auch im Sommer wurde die Hitze von den dicken Mauern abgehalten, und im Winter blieb die Wärme in Innern.

Godwin ließ mich allein. Es war still wie in einer leeren Kirche.

Ich klopfte an die Tür zu Blochs Arbeitszimmer.

»Ja, bitte, John, komm herein.«

Ich öffnete die Tür, und mein Blick fiel als erstes auf den Knochensessel, der unter einem Fenster stand. Auch um ihn woben sich Legenden und Geschichten. Ich war froh, daß er sich in der Obhut des Abbé befand. Der Sessel war so etwas wie eine offene Kabine für eine Reise in die Zeit, denn durch ihn konnte ich nach Avalon gelangen, zum Beispiel. Er bestand aus dem Skelett des letzten Templer-Führers Jacques de Molay, der zusammen mit Gottfried von Chaney wegen Ketzerei auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden war. Das war im Jahr 1314 geschehen. Die damaligen Gründe der Kirche waren andere gewesen als Ketzerei. Man hatte den Templern die Macht und den Einfluß nicht mehr gegönnt. Sie waren einfach zu reich geworden, und die damals von Finanznöten geplagte Kirche hatte ihre leeren Kassen aufbessern wollen mit dem, was sich die Templer geschaffen hatten.

Der Abbé saß rechts von der Tür. Nicht an seinem Schreibtisch, sondern in der kleinen Sitzecke. Er trug die Kutte des Ordens, und auf seinem faltigen Gesicht erschien ein breites Lächeln, als er mich sah und dabei zuschaute, als ich die Tür schloß.

»Es tut gut, dich zu sehen, John.«

»Danke, ich freue mich auch.«

Über den Tisch hinweg reichte ich ihm die Hand. Seine Augen waren hellwach. Als ich in sie hineinschaute, fiel mir eine Zeit ein, in der das nicht der Fall gewesen war. Da hatte der Abbé mit einer schrecklichen Blindheit zu kämpfen gehabt, von der er erst auf der Insel Avalon hatte erlöst werden können, wobei ich den Dunklen Gral dort als Gegenleistung hatte hinterlassen müssen.

»Setz dich, mein Freund. Möchtest du etwas trinken?«

»Wäre nicht schlecht.«

»Was?«

»Wie du, Abbé. Wasser.«

Ein zweites Glas stand bereit. Ich goß mir etwas aus der Plastikflasche ein, und mein Gegenüber wartete, bis ich die ersten Schlucke getrunken hatte.

Dann kam der Abbé zum Thema. »Es ist schade, daß wir uns nur immer sehen, wenn es irgendeinen Vorfall gegeben hat, der deine Anwesenheit hier motiviert. Das ist nun mal so und wird auch so bleiben, nehme ich an. In diesem Fall geht es um Jacques Montfour.«

»Richtig.«

Prüfend blickte mich der Abbé an. »Du bist früher nie auf diesen Namen gestoßen?«

»Nein.«

»Trotz des Hector de Valois nicht?«

»Ja, trotzdem. Es ist ja so gewesen. Ich kenne ihn zwar, aber ich kenne ihn nicht gut genug. Ich weiß über Einzelheiten seines damaligen Lebens nicht Bescheid und kann ihn leider auch nicht danach fragen. So muß ich das glauben, was man mir berichtet oder was in den Chroniken geschrieben steht.«

»So geht es uns allen.«

»Aber du weißt mehr.«

Der Templerführer wiegte den Kopf. »Das will ich nicht mal so sagen, und wenn, dann würde ich dich damit auch nicht belasten. Es wäre möglicherweise eine Bürde oder ein Hindernis für dich. Wir müssen uns an die Fakten halten.«

»Das ist bei mir ebenfalls so. Und diese Fakten hat mir mein Patenkind geliefert.«

Der Abbé lächelte. »Ja, der kleine Johnny.«

»Oh, da irrst du dich. So klein ist Johnny nicht mehr. In der Länge hat er seinen Vater schon erreicht, und die Schule liegt auch bald hinter ihm.«

»Das ist der Lauf der Dinge. Auch ich lebe nicht ewig und muß mir Gedanken um meinen Nachfolger machen.«

»Das hast du doch längst getan.«

Er lächelte sanft. »Kann sein.«

»Ich finde, daß Godwin de Salier durchaus in deine großen Fußstapfen hineinpaßt.«

»Das hast du gesagt.«

»Vielleicht kann ich Gedanken lesen?«

»Nun ja, lassen wir das. Kommen wir wieder zurück auf Johnny Conolly. Er hat sich nicht geirrt.«

»Davon bin ich ausgegangen. Aber du sagst es so, als hättest du neue Beweise bekommen.«

Der Templerführer trank langsam einen Schluck Wasser und stimmte mir zu. »Die habe ich tatsächlich, John. Ich habe diesen Blutsauger leider nicht mit eigenen Augen sehen können, aber ich weiß, daß er wieder unterwegs ist, um seine Gier zu stillen.«

»Wer sagt das?«

»Es gab Zeugen. Ein Ehepaar. Suzanne und Albert Petit. Diesmal muß der Allmächtige das Schicksal gelenkt haben, denn die beiden kamen ausge-rechnet zu uns, um davon zu berichten.«

»Dann kennt ihr das Paar?«

»Ja und nein. Nicht so, daß wir mit ihm zusammenarbeiten würden. Sie sind Landwirte. Sie bauen sehr gutes Obst und Gemüse an, das sie dann auf den Märkten verkaufen. Nicht immer mit großem Erfolg, aber wir nehmen ihnen einiges ab, weil die Qualität ihrer Produkte ausgezeichnet ist. In den frühen Morgenstunden sind sie auf

dem Weg zum Markt gewesen, als sie überfallen wurden.«

»Von ihm?«

»Ja, John, er ist es gewesen.« Der Abbé legte seine Hände übereinander. In der folgenden Zeit sprach nur er und berichtete mir, was den Petits widerfahren war. So erfuhr ich, daß sie nur mit viel Glück dem nackten Blutsauger entkommen waren.

»Du kannst mir glauben, daß sich ihr Weltbild völlig auf den Kopf gestellt hat. Wer glaubt schon an Vampire? Nur wenige Eingeweihte wie wir. Wenn sie uns überfallen, besteht höchste Lebensgefahr, auch für die beiden. Ich habe ihnen angeboten, bei uns zu bleiben. Sie wollten nicht. Sie hatten auch nicht mehr vor, den Markt zu besuchen. Sie wollten wieder zurück auf ihren Hof.«

»Liegt er weit von hier?«

»Ja, es sind schon einige Kilometer.«

Ich runzelte die Stirn. »Zwar möchte ich dich nicht kritisieren, Abbé, aber war es wirklich gut,- das Ehepaar wieder allein zu lassen? Ich könnte mir vorstellen, daß dieser verdammte Blutsauger noch einmal angreift.«

Der Abbé gab mir recht. »Aber nicht am Tag.«

»Das stimmt wohl.«

»Und ich denke, daß die beiden bei Anbruch der Dunkelheit einen nötigen Schutz haben werden.«

»Der jetzt noch vor dir sitzt«, sagte ich lächelnd.

»Ja.« Der Abbé lehnte sich zurück. »Aber du wirst nicht allein sein, John.« Er räusperte sich. »Da Suko oder Bill nicht mit dir gekommen sind, möchte ich dir schon jemand zur Seite stellen.«

»Godwin.«

»Sehr gut geraten.«

Ich winkte ab. »Das lag auf der Hand. Aber ich habe nichts dagegen.

Er kennt sich hier aus und weiß sicherlich, wo wir den Hof der Petits finden können.«

»Das ist alles geregelt. Nur solltet ihr nicht schon jetzt losfahren, sondern noch etwas warten. Ich kann dir garantieren, daß ihr bei Einbruch der Dunkelheit dort sein werdet. Wie ihr euch dann verhaltet, ist einzig und allein eure Sache. Ihr könnt ja im Hintergrund warten, aber auch den direkten Kontakt mit den Petits suchen. Das muß eben die Situation ergeben.«

»Das denke ich auch.«

Es war alles gesagt worden, was den neuen Fall anging, und der Abbé kam mehr auf die weltlichen Dinge zu sprechen. »Wie wäre es denn mit einem guten Essen? Es gibt eine frische und kräftige Suppe aus den besten Gemüsen. Sie hat mir bereits gut geschmeckt und mich sogar etwas müde gemacht.«

Ich verstand, was der Abbé damit ausdrücken wollte. »Eine Frage habe ich trotzdem noch.«

»Es können auch mehrere sein, John.«

»Nein, nein, ich möchte nur wissen, ob du den Würfel eingesetzt hast.«

»Ja«, gab er zu. »Das habe ich. Ich habe es zumindest versucht, aber er hat mir leider keine Antwort gegeben. Das Geheimnis des Würfels ist mir diesmal verschlossen geblieben. Er hat sich mir gegenüber nicht geöffnet. Das mag auch daran liegen, daß wir nicht direkt bedroht werden, denn dieser Jacques Montfour ist mehr deine als unsere Sache, John. Du bist derjenige, der abrechnen muß.«

»Was mir hoffentlich auch gelingen wird.«

»Wir wünschen es uns alle.«

»Wo kann ich Godwin finden?« erkundigte ich mich schon beim Aufstehen.

»Er wartet im Speiseraum.«

»Gut, dann angenehme Ruhe, Abbé. Ich nehme an, daß wir uns noch vor der Abreise sehen werden.«

»Bestimmt, John.«

Auf leisen Sohlen verließ ich das Zimmer meines alten Freundes. In der Tat war der Abbé merklich gealtert. Die Gruppe der Templer zu leiten würde ihm immer schwerer fallen, obwohl die Männer eine disziplinierte Gemeinschaft bildeten. Aber es gab jetzt neue Methoden. Die kommunikative Gesellschaft, einschließlich des Internets, das alles wurde von Bloch nicht mehr verstanden, und es brauchte auch von ihm nicht verstanden werden.

Er war für mich zwar noch immer der Chef, aber mehr die graue Eminenz im Hintergrund.

Ich fand Godwin im Speiseraum allein an einem Tisch sitzend. Außer ihm waren zwei weitere Templer anwesend, die mir zur Begrüßung zunickten.

Hinter einer Theke konnte ich mir die Suppe holen. Sie war heiß gehalten worden und roch phantastisch. Sie bestand nicht nur aus Gemüse, es schwammen auch Fleischstücke darin herum.

»Alles klar zwischen euch, John?«

»Keine Probleme.«

»Dann wünsche ich dir einen guten Appetit.«

»Danke.«

Godwin ließ mich essen. Er selbst lehnte sich zurück, hielt die Augen halb geschlossen und sorgte so für eine innerliche Entspannung. Als ich den Teller fast geleert hatte, stellte ich die erste Frage: »Es sieht beinahe so aus, als sollte es hier bald einen neuen Chef geben?«

»Kann sein.«

»Du also.«

Godwin wich mir aus. »Es ist noch nichts entschieden«, erklärte er.

»Ich würde es dir trotzdem wünschen.«

»Danke, aber die Aufgabe ist nicht einfach. Vor allen Dingen bedeutet sie ein hohes Maß an Verantwortung.«

»Fühlst du dich ihr denn gewachsen?«

Er schüttelte den Kopf. »Du bist einfach viel zu neugierig, John. Es gibt ja wohl andere Probleme.«

»Ja, ja, schon gut, Godwin, ich werde dich nicht mehr fragen.« Den Teller schob ich zur Seite, denn einen Nachschlag würde ich nicht mehr schaffen. »Der Abbé berichtete mir, daß die Petits hier gewesen sind und sie den Blutsauger gesehen haben.«

»Eine nackte Gestalt, John, aber ein Vampir.«

»Von einer Fledermaus haben sie nichts erwähnt?«

»Nein.«

»Die hat wohl nur Johnny gesehen. Zumindest ist sicher, daß er das Skelett des Jacques Montfour gefunden hat. Dann passierte leider die Sache mit seinem Blut. Es war ein unglücklicher Zufall oder wie von fremden Mächten gelenkt. So wurde er erweckt.«

»Obwohl es sich nicht eben nett anhört, hoffe ich, daß der Untote sich auf die Petits konzentriert. Er braucht das Blut. Ich gehe nicht davon aus, daß er sich im Tageslicht zeigt. Er wird sich irgendwo in einer finsternen Spalte verborgen halten und darauf warten, daß die Nacht anbricht, dann werden wir bei den Petits sein.«

»Wissen sie schon Bescheid?«

»Nein.«

»Habt ihr ihnen keine sofortige Hilfe angeboten?« fragte ich überrascht.

»Wir waren dabei, aber wir konnten kein vernünftiges Wort mit ihnen re-

den. Sie wollten ja auf ihren Hof zurück. Dort kennen sie sich aus, und da fühlen sie sich wohl.«

Ich konnte die Reaktion nicht nachvollziehen. »Habt ihr ihnen nicht klargemacht, wie gefährlich es für sie sein kann?«

»Natürlich. Sie ließen sich nicht überzeugen. Außerdem haben sie noch immer nicht richtig begriffen, daß sie es mit einem echten Vampir zu tun haben. Das wollte nicht in ihre Köpfe hinein. Ihr gesamtes Denken paßte nicht dazu.«

»Kann man irgendwie verstehen«, sagte ich und fragte dann: »Wann sollen wir fahren?«

»Noch nicht. Ich bin auch dagegen, daß sie uns sehen. So werden wir auch nicht ihr Haus betreten.«

Ich lächelte. »Du bist der Boß.«

»Hör auf, mich auf den Arm zu nehmen. Ich will erst gar nicht, daß der Blutsauger das Haus der Petits betritt. Wenn eben möglich, werden wir ihn vorher abfangen.«

»Hört sich gut an.«

Godwin lächelte. »In der Theorie klingt alles gut«, sagte er. »Aber wir müssen immer mit bösen Überraschungen rechnen. Das brauche ich dir ja nicht zu sagen.«

Ich tippte auf meine Uhr. »Wann ungefähr werden wir starten?«

»Wir können uns noch eine bis anderthalb Stunden Zeit lassen. Du kannst die Zeit ja zu einem Spaziergang nutzen oder dich hinlegen. Das Gästezimmer steht bereit.«

»Ich lege mich lieber hin.«

»Ja, bis dann.«

Wir trennten uns, nachdem mich Godwin noch bis zur Zimmertür begleitet hatte. Ich betrat den kühlen Raum und blickte auf das Bett, das ebenso bereit stand wie ein Schrank,

ein Tisch und zwei Stühle. Es lag zwar keine sehr anstrengende Reise hinter mir, trotzdem lockte mich das Bett. Ich zog Jacke und Schuhe aus, ließ mich auf die Matratze sinken, schaute an die Decke und holte dann mein Handy hervor. Bisher hatte ich noch nicht in London angerufen.

Suko war im Büro. »Schon auf der Jagd nach deinem Verwandten?« fragte er. Sein Grinsen konnte ich mir dabei vorstellen.

Ich hatte ihn noch am Abend zuvor nach meiner Rückkehr von den Conollys informiert. »Es ist nicht mein Verwandter, merk dir das. Sonst erzähle ich dir mal was von deinen zahlreichen chinesischen Cousins in London.«

»Aber den Vampir hast du noch nicht gestellt?« »Nicht einmal gesehen.« »Du läßt nach, wenn ich nicht in deiner Nähe bin.«

»Klar, habe verstanden.« Danach berichtete ich Suko, was hier in Frankreich abgelaufen war, und seine Überraschung konnte er nicht verbergen.

»Das ist ja ein Hammer!« flüsterte er. »Dann hat sich Johnny doch nicht geirrt?«

»Nein, hat er nicht, und ich denke, daß mir keine ruhige Nacht bevorstehen wird.«

»Soll ich noch einfliegen?«

»Nur im Notfall.«

»Jedenfalls bin ich zu erreichen. Bis dann mal...«

Ich unterbrach das Gespräch ebenfalls und steckte mir das Handy weg.

So ganz gefiel mir der Fall nicht. Ich fühlte mich eingeengt. Ich hatte zu wenig Informationen und fragte mich, ob er Abbé oder Godwin de Salier mehr über die Sache wußten. Wenn ja, dann war es eigentlich nicht ihre Art, diese Informationen zurückzuhalten.

Wie dem auch war, ich mußte zunächst abwarten und wollte die Gelegenheit zu einem kleinen Mittagschlaf nutzen.

Das schaffte ich auch, denn sehr bald fielen mir die Augen zu ...

*

»Was willst du tun, Al?«

»Nichts.«

»Warum nicht?«

»Wir können doch nichts tun!«

Der Meinung war Suzanne nicht. »Was heißt, wir können nichts tun? Wir hätten es gekonnt, die Templer haben uns ihre Hilfe angeboten, aber du wolltest es nicht.«

»Ja, so ist es. Wir sind Einzelgänger, obwohl wir zusammen gehören. Ich sage dir, daß wir mit unseren Problemen allein fertig werden, und ich will hier auf meinem Hof der Herr sein.«

»Ein sturer Bauer bist du!«

»Meinetwegen auch das!«

Suzanne hatte nichts mehr gesagt. Sie war aus dem Zimmer geeilt und nach oben in das Gästezimmer gegangen. Dort legte sie sich voller Wut auf das Bett und hätte am liebsten das Kissen zerrissen. Hinter ihnen lag ein verdammt einschneidendes Erlebnis, und ihr Mann tat, als wäre so gut wie nichts passiert. Damit konnte sie nicht fertig werden. Aber es hatte auch keinen Sinn, wenn sie sich stritten. Sie mußten zusammenhalten, und es war durchaus möglich, daß der Vampir sich mit ihrer Flucht nicht zufriedengab und sie auch weiterhin verfolgte.

Vampir!

Dieser Ausdruck wirbelte durch ihren Kopf. Sie hatte sich bis zur vergangenen Nacht nicht vorstellen können, daß ein derartiges Geschöpf über-

haupt existierte. Aber es mußte wohl so sein. Nur hatte dieser Vampir anders ausgesehen als diejenigen, die sie aus Filmen kannte.

Er war nackt gewesen . . .

Je länger sie darüber nachdachte, um so schläfriger wurde sie. So etwas war eigentlich unnatürlich, denn sie hätte aufgeputzt sein müssen. Das war sie auch gewesen, bis hin zu den letzten Minuten. Da war sie von einer regelrechten Schlafkrankheit überfallen worden. Das Blut in ihrem Körper schien ausgetauscht worden zu sein, und sie war so schwer geworden und sank in einen tiefen Schlaf.

In diesem Zustand hatte das Unterbewußtsein freie Bahn. Es sorgte für die ersten Träume, für böse Träume, die all den Schrecken und die Vorurteile offenbarten, die sich Menschen vom Vampiren gebildet hatten.

Suzanne Petit sah sich in einem Bett liegen, doch nicht in ihrem eigenen. Es war fremd, wie die Umgebung. Auch so kalt und grau. Aber nicht dunkel. Im Traum sah sie das in der Nähe liegende Fenster mit einer großen Scheibe.

Sie schaute hindurch und entdeckte dahinter die filigranen Zweige kleiner Bäume, an denen keine Blätter hingen. *Es* war wie ein kleines Kunstwerk, das plötzlich von einer mächtigen Gestalt zerrissen wurde, die einen Moment später dicht vor dem Fenster auftauchte und dabei von einer Seite zur anderen wedelte.

Ein Mann.

Ein Gesicht. Umrahmt von grauen, langen Haaren, scharf geschnitten, und nicht ohne erotischen Reiz. Ein Lächeln, das verlockend und böse zugleich wirkte. Hände mit langen, kräftigen Fingern, die jetzt gegen die Fensterscheibe stießen, sie durchdrangen,

ohne das Glas zu zerbrechen, und den Fremden selbst folgen ließen.

Lautlos bewegte er sich schwebend auf das Bett zu. Für einen Moment blieb er dort stehen, bevor er sich herabbeugte und seine Hände die dünne Decke zur Seite schlugen.

Dann griff er nach ihr.

Er zog Suzanne aus dem Bett. Erst jetzt stellte sie fest, daß sie nackt war, doch sie empfand seltsamerweise keine Scham vor diesem Fremden. Sie wurde vom Rücken her umarmt und spürte die Hände auf der nackten Haut.

Leicht streichelten die Hände darüber hinweg. Jede noch so leichte Berührung verursachte bei ihr einen wohligen Schauer, so daß sie die Augen schloß, um ihn noch besser genießen zu können. Sie sah nicht, wie sich das Gesicht ihrem Hals näherte und sich der Mund langsam öffnete, wobei die beiden oberen Zähne zu sehen waren.

Nicht für die Träumerin. Sie hatte sich dem Fremden voll und ganz hingegen. Die Zähne schleiften mit ihren Spitzen über die Haut hinweg, als suchten sie nach einer bestimmten Stelle, um dort zubeißen zu können. Sie kamen zur Ruhe.

Flüsternde Worte. Von Liebe, von Blut. . .

Dann der Biß!

Suzanne erwachte so heftig, daß sie vom Bett hochfuhr. Verstört schaute sie sich um, tastete nach ihrer linken Halsseite, ohne dort etwas zu spüren.

Es war alles nicht wahr gewesen. Sie hatte nur geträumt, aber sie war in Schweiß gebadet.

Ihr Blick streifte das Fenster.

Es war das gleiche wie im Traum, aber dahinter malte sich kein Blutsauger ab.

Trotzdem kroch die Furcht in ihr

hoch. Suzanne Petit nahm den Traum als ein böses Omen hin. Plötzlich wurde ihr trotz der Kleidung kalt, so sehr fürchtete sie sich vor dem Einbruch der Dunkelheit.

Ende des ersten Teils



Die Spur des Blutsaugers führte mich in den Süden Frankreichs, nach Alet-les-Bains. Dort, wo meine Freunde lebten, erhielt ich die nötige Unterstützung und die entsprechenden Informationen.

Ich erfuhr, daß es Hector de Valois zu seiner Zeit nicht geschafft hatte, den Blutsauger zu vernichten. Der Vampir wollte die alten Zeiten wieder zurückholen, denn er war der

Erbe des Fluchs

Zusammen mit meinem Templer-Freund Godwin de Salier machte ich mich auf die Suche . . .

Lesen Sie in einer Woche den neuesten Sinclair-Schocker. Sie bekommen den Roman bei Ihrem Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhändler. Preis: 2,50 DM.